

Afranischer Bote

Mitteilungsblatt der Fürstenschule Meißen



Herausgegeben von Oberstudiendirektor Hans Kastner, Meißen, Freiheit 13

19. Jahrgang

Ostern 1941

Nummer 1

Inhalt: Vorpruch — Zum Gedächtnis von Oblt. Köhiger — Ecce 1940. — Altafraner bei der Flugwaffe, bei der Marine und beim Heer: Einsatz im Spanischen Kriege — Auslandsreise des Linienschiffs „Schlesien“ — Aus Briefen eines Seefadetten Angriff der 7. Kompanie bei St. Nazaire — An der Marne 1940 — Zwei Kriegsgebichte Fahrt zum nördlichen Kriegsschauplatz. — Aus dem gegenwärtigen Leben der Schule: Bericht des Rektors — Zensuren und allgemeine Beurteilungen — Eltern-tage im Februar — Fliegerhorstbesuch der Klasse 7 — Hamburger Kinder ziehen in die Fürstenschule ein. — Aus der Vergangenheit der Schule: Afranische Plaudereien. — Franz Adam Beyerlein 70jährig — Franz Thierfelder: Der Balkan als kulturpolitisches Kräftefeld — Hinweis auf die Kolonialbücherei — Schwarzes Brett — Familiennachrichten — Geschäftliche Mitteilungen.

Mahnung

Nun schweige ein jeder von seinem Leid
Und noch so großer Not!

Sind wir nicht alle zum Opfer bereit
Und zu dem Tod?

Eines steht groß in den Himmel gebrannt:
Alles darf untergehn!

Deutschland, unser Kinder- und Vaterland,
Deutschland muß bestehn!

Will Vesper.

Für Führer und Volk fiel auf Feindflug
gegen England

der Staffelf kapitän in einer Kampfgruppe
Oberleutnant

Wilhelm Richard Kößiger

Träger des Ritterkreuzes zum Eisernen Kreuz
Inhaber des EK. I und II
und anderer Verdienstmedaillen
Inhaber des goldenen HJ.-Ehrenzeichens
Ufraner 1927-33.

im Alter von 26 Jahren.

Sein Name wird in der Geschichte der Schule
als leuchtendes Vorbild für heldischen Einsatz
unvergesslich bleiben.

Kastner
Oberstudiendirektor.

Für Führer und Reich sind gefallen:

Fritz-Leo von Schwerdtner

Friedrich Kühn

Christian Häselbarth

Horst Mäther

Gottfried Horn

Joachim Freiherr von Fink

Wilhelm Eberlein

Rudolf Görne

Richard Lattke

Wilhelm Franke

Hans-Jochen Schulze

Reinhard Peter

Wolfgang Klinger

Sag nicht, es sterben deine Helden!

Afranisches Ecce 1940

gehalten von Studientrat Dr. Klähr am Vorabend des Totensonntags

Wie in jedem Jahre, so hat sich auch in diesem unsere afranische Schulgemeinde versammelt, um in einer stillen Stunde ihrer Toten zu gedenken. Nur daß dieses eine Jahr 1939/40 herausleuchtet aus dem Kreislauf der Zeiten. Krieg und Sieg sind seine Zeichen. In die letzten Lebenszeiten unserer teuren Toten schwingt irgendwie das gewaltige Erleben unserer Gegenwart hinein, mögen sie im hohen Alter in der Heimat verschieden sein oder draußen im Feindeslande ruhen. In irgendeiner Weise haben sie an dem großen Geschehen teilgenommen. Und seit den 16 Tagen des Polenfeldzuges hat das Staunen über die deutschen Siege alle überfüllt, uns, die wir noch im Leben stehen, wie die, die im Laufe dieses Jahres von uns geschieden sind.

Krieg und Sieg sind die Zeichen dieses Jahres. Aber es gibt keinen Sieg, der nicht letzten Endes durch Opfer erkauft werden müßte. Und so erhält denn dadurch unsere heutige Totenfeier ihr eigenes Gesicht. Zu den 27 Toten, die, zumeist nach einem schaffensreichen Leben, in dem Frieden unserer von unserer Wehrmacht geschützten Heimat gestorben sind, kommen die Namen von 13 Gefallenen hinzu, die im Alter von 19 bis 38 Jahren sich befanden und die zum Teil mitten im Aufbau ihrer Lebensleistung, zum anderen überhaupt erst davor standen.

Sie haben ihrem Vaterlande das größte Opfer gebracht, das je ein Mensch bringen kann. Und nicht zum bloßen Zierat, sondern um der tiefen inneren Beziehung willen haben wir die umflorte Fahne aufgestellt und das Bild unseres Führers geschmückt. Sie sind für Führer und Reich gefallen. Gerade ihr Soldatentod stellt die eine Erkenntnis klar und verpflichtend vor uns hin: Leben und Sterben dürfen wir nicht bloß vom einzelnen sehen, sondern wir leben und vergehen inmitten des großen Ganzen, dessen tragende, dienende Glieder wir sind. Sie sind genau so wie alle die anderen ihrer toten Kameraden für dich und für mich, für uns alle, für unser großes deutsches Volk gefallen. Ich muß hier immer an die schlichten Zeilen denken, die in Weltkriegstagen ein Schüler dichtete:

Sie opferten Zukunft und Jugendglück,
sie kehren nie wieder zur Heimat zurück
— für uns.

Sie gaben ihr Alles, ihr Leben, ihr Blut,
sie gaben es hin mit heiligem Mut
— für uns.

Es gibt ja kein Wort, für das Opfer zu danken,
Und es gibt keinen Dank für sie, die da sanken
— für uns.

Gibt es wirklich keinen Dank? Nun, wir denken in diesem Punkte heute anders. Das Opfer der zwei Millionen Toten des Weltkrieges hat doch hundertfältig Frucht gebracht. Die Toten dieses Krieges werden uns nicht minder leuchtendes Vorbild werden. Und unser Dank sei: Einsatz! Nicht nur

der Einsatz im Kampf mit der Waffe, der das herrliche, ehrenvolle Vorrecht des Soldaten ist, sondern auch der Einsatz in unserer Berufsarbeit, in all unserem Denken und Tun. Wir gehören nicht uns selbst, wir gehören unserem Volke.

Ich aber frage: Ist dies nicht das Vermächtnis auch all der anderen Toten, um die unsere Schule trauert? Wenn ich dann einen jeden einzelnen von ihnen in seiner Lebensarbeit kurz kennzeichne, werden wohl manche von euch, liebe Jungen, staunen, zu welch hohen, führenden Stellungen es die meisten dieser Altafraner gebracht haben. Die glanzvollen Titel sind an sich ganz unwichtig. Wesentlich ist nur das eine und für euch ein Vorbild: Bei fast allen von diesen unseren Toten ist die äußere Anerkennung und Auszeichnung nur der Lohn für eine gewaltige Lebensleistung. Wieviel geistige Energien, wieviel seelische Kraft, wieviel charakterliche Bewährung steckt in diesen Lebensläufen drin, so verschieden sie auch sein mögen! Wahrlich, vielfältig und umfassend, tiefgreifend, rastlos, oftmals bis zu hohem Alter hinaufreichend, mit tausend Verzichtens fürs persönliche Wohl verbunden, so ist der Einsatz fast aller dieser Männer irgendwie für die Gemeinschaft ihres Volkes gewesen, gleichviel ob er im eigentlichen Berufsfelde oder in außerberuflicher, ehrenamtlicher Tätigkeit lag.

So weist uns denn unsere Eccefeier über alle Trauer hinweg auf große Vorbilder im Leben oder Sterben. Aber ihr Sinn ist damit noch längst nicht erschöpft. Wie bei jeder frohen, so erlebt auch bei jeder ernstesten Feierstunde unsere Schulgemeinde sich selbst. Wahrhaftig nicht, weil wir in häßlichem Eigendünkel uns absondern möchten. Nein, wie im Organismus des menschlichen Körpers Tausende von Zellen zusammenwirken, so arbeiten Tausende von Zellen der verschiedensten Art im großen Volksganzen organisch zusammen.

Eine solche kleine Zelle im Dienste unseres großen Volkes stellen auch wir dar. Dabei ist unsere Gemeinschaft größer, als der Alltag es wahrhaben will. Denn zu der Zahl der gegenwärtigen Lehrer und Schüler kommt die große Zahl der ehemaligen, die mit ihnen in lebendiger Beziehung stehen. Wie wir, z. B. an einem Schulfeste, die lebenden Altafraner begrüßen und uns ihrer Dankbarkeit und Anhänglichkeit freuen, so betrauern wir die verstorbenen Altafraner als Glieder unserer Gemeinde, ihre Treue mit Treue vergeltend.

Denn sie sind unser! Auch wenn die wenigsten unter diesen Toten mir, dem Sprecher, und euch, die ihr die jetzigen Schüler seid, bekannt sind, es bleibt dabei: sie gehören alle auch noch im Tode zu uns. Denn es geht hier nicht um die Stellung des einzelnen zum einzelnen, sondern darum, daß uns alle ein großes Gemeinsames umschließt: unsere Schule.

Und wie ein Sinnbild hierfür mag dieser unser Festraum uns erscheinen! Wenn ich mit einem etwas gewagten Vergleich das erläutern darf: Ich denke an die große Stube auf dem alten Bauernhofe der Tommahanse, wie sie der Dichter Wilhelm Pleyer schildert. In der großen Stube — da standen die Wiegen, da wurden die hohen Feste gefeiert, da standen die Säрге. Und die Hofbewohner erlebten in diesem alten, feierlichen Raum, den sie alltags kaum betreten, am stärksten Kommen und Gehen der Geschlechter. So ähnlich steht es doch auch mit unserer Aula. Sie greift ja über die einzelne Lehrer-

und noch viel mehr über die einzelne Schülergeneration hinweg und umspannt einen wesentlich größeren Zeitraum, auch wenn wir natürlich wissen, daß sie mit dem Neubau unserer Schule 1878 uns geschenkt wurde.

Vor allem aber: Unsere Aula umspannt soundsoviel festliche Höhepunkte im Leben eines Fürstenschülers. Gerade im Hinblick auf unsere teuren Toten denke ich daran. Die allermeisten von ihnen sind, so wie ihr, meine Jungen, die ihr jetzt Fürstenschüler seid, hier in diesem Raume aufgenommen worden, von treusorgenden Eltern hergeleitet. Sie haben hier glanzvolle Tage ihres Schullebens erlebt: Ernste, feierliche Ansprachen an Schul- und Staatsfesten, irgendwelche Gedenktreden oder auch Theater und frohen Tanz. Und in jedem Jahr die Eccefeier. Und jedes Jahr nahm eine Klasse hier feierlichen Abschied von ihrer Schule, voller Freude über das Erreichte, voller Versprechen für die Zukunft und auch oft mit ein bißchen Wehmut, als ob die Tore ihres Jugendlandes hinter ihnen sich schlossen. Und nun erklingen im gleichen Raume, gleichviel ob da zwei oder zwanzig oder fünfzig Jahre seit ihrer Entlassung verstrichen sind, in unserem Ecce ihre Namen zu ehrendem Gedächtnis.

Unser heutiges Gedenken stellt Lebende und Tote in die große Gemeinschaft des Volkes, faßt Verstorbene und Lebende innerhalb der kleinen Einheit unserer Schulgemeinde zusammen. Aber unser Ecce wäre keine Totenfeier, wenn wir uns scheuten, den einzelnen dem Tode allein gegenüberzustellen. Denn gerade die Berichte über die mannigfachen Schicksalsformen im Menschenleben regen zum Nachdenken an. Da gibt es einen Tod, hart und grausam, und scheinbar ohne Sinn, viel Liebe vernichtend, viel Hoffnung zertretend. Und wieder einen Tod, groß und herrlich, entweder im Bewußtsein des Opfers für eine gute Sache oder im ruhigen Gewissen treu erfüllter Pflicht. Hier gibt es einen Tod, der steht am Ende schwerer Krankheit, manchmal gefühllos gegenüber all dem herzerreißenden Bitten eines heißen Lebenswillens, manchmal barmherzig wie ein Erlöser. Und dort gibt es einen Tod durch Unglücksfall: schreckhaft, roh, brutal. Und so ist der Tod wunderbar in den bunten Teppich des Lebens eingewoben, und wir sind stumm und ergriffen vor dem unfaßbaren, unberechenbaren Schicksal. Und ist das Schicksal überhaupt oder die Vorsehung nicht bloß ein anderer Ausdruck göttlicher Majestät? Wir fühlen es wohl: Hier sind die Bereiche religiösen Erlebens, zu dem gerade der deutsche Mensch in seiner Innerlichkeit neigt.

Aus alledem ist wohl das eine klar: Wer könnte wohl die tiefsten Gründe des menschlichen Lebens zu fassen suchen, der nicht den Tod in dieses Bild vom Leben hineinsähe? Und wir würden wohl als Schule versagen, und wenn wir das schönste Einzelwissen aus unseren Fächern unseren Schülern vermitteln, würden wir nicht in einer ernstesten Stunde auf diese Tiefenschau des Lebens eingehen, soweit man das überhaupt kann. Denn es gibt Stunden im Leben eines jeden Menschen, wo von ihm alles abhängt, was sonst ihm wert war und halt bot: Wissen und Können, Geld, Beruf und Amt, Verwandtschaft und Freundschaft, wo er nur als Mensch an sich dasteht gegenüber einem übermächtigen Schicksal.

Es liegt vielleicht der besondere Sinn eines Ecce darin, in diese tiefsten und geheimnisvollsten Bezirke des persönlichen Lebens hinabzuleuchten. In ihnen steht der einzelne ganz allein gegenüber Schicksal und Tod, und wenn

wir es ganz tief fassen, so können wir auch sagen: gegenüber Gott. Hier muß ja ein jeder in eigener Entscheidung seinen Weg gehen.

Mancher von denen, dessen Tod wir heute vermelden, hat darüber zu Lebzeiten nachgedacht. Nicht etwa bloß die Ältesten unter ihnen, auch manche von den Jüngeren. Es gibt eben zwischen Leben und Sterben, Sterben und Leben manche Wechselbeziehungen. Die Religionen haben danach getrachtet, diese mit ihrer Gläubigkeit einzuhüllen. Philosophien haben den Versuch gewagt, sie verstandesmäßig irgendwie zu fassen. Und mancher große Geist in unserem deutschen Volk hat sich darüber Gedanken gemacht.

Aber die schönsten all dieser Gedanken gehen darauf hinaus, den Menschen aufzurufen, zu überwinden. Und so hoffnungsfroh alle Jugend ihrer Zukunft entgegenlacht, sie muß wissen: Das Leben ist nicht weich und bequem, sondern hart. Es gibt so manches Leid, das muß getragen werden, es gibt so manche Schicksalslage, die muß durchkämpft werden. Und als Letztes und Höchstes steht doch vor jedem einzelnen die heroische Forderung: Der Tod ist etwas, was überwunden werden muß. Es ist die letzte, die größte Bewährung des Menschen.

Unsere Toten haben diese Probe ihrer Bewährung hinter sich. Sie haben den Kampf ihres Lebens gekämpft. Und nun erschalle in ihren Frieden hinein nach alter Sitte das feierliche Ecce!



Verklungen sind die ernstesten Klänge des alten, ehrwürdigen Liedes. Es folgt der lange Zug unserer afranischen Toten. Zunächst werden in der alt-hergebrachten Weise die Namen der 27 Männer verlesen, die in der Heimat verschieden sind, und der Lauf ihres Lebens wird kurz umrissen. Von ihrem Streben und Schaffen, von ihren Erfolgen und ihren Leiden kündigt ja ausführlich das Ecce-Heft für 1940, das der Verein Ehemaliger Fürstenschüler herausgegeben hat.

Ein Gedicht von Franz Spunda leitet uns hinüber zur feierlichen Ehrung der 13 Gefallenen aus den Reihen unserer alten Schüler.

Zuweilen, ganz leise, oft merke ich's kaum,
tritt einer der Toten zu mir im Traum,
ein Fremder, ein Bruder, der irgendwo
begraben liegt, im Doberdo,
in Flandern, Verdun. — Und auf einmal loht
ein Schmerz in mir auf: du, Held, bist tot.
Und ich lebe. Warum? Warum traf dich das Blei,
mich hat es verschont, dich riß es entzwei.

Da jagt es mich auf, und es hämmert das Blut.
Heimat! Du heiligstes, kostbarstes Gut!
Er fiel für Deutschland, für mich, für mich.
Was bleibt mir zurück, wie ehre ich dich?
Dein Glaube bleibt und dein heißes Bekennen
und in dem Herzen das zehrende Brennen:
Den Gedanken der Toten weiterzuleben
und als Erbe den Enkeln weiterzugeben.



„Deutschland muß leben, und wenn wir sterben
müssen!“ Mit dieser Losung im Herzen haben im Weltkriege

6 Lehrer und 146 Schüler

der Fürstenschule ihr Leben fürs Vaterland geopfert.

„Deutschland muß leben, und wenn wir sterben
müssen!“ Dieses Wort haben durch den Einsatz ihres Lebens im Kampf
für Führer und Reich wahrgemacht

13 Utafraner.

Bereits im vorigen Ecce gedachten wir des Heldentodes von Fritz-Leo
von Schwerdtner. Er ist am 2. September 1939 als Oberleutnant und
Kompaniechef in einem Panzerregiment in Polen gefallen.

Zu diesem ersten Opfer vom Kriegsbeginn kamen im Jahre 1940 noch
zwölf weitere hinzu.

Ernst Friedrich Kühn

Dr. iur., 1902 geboren, Urafraner 1916 bis 1922. Nach seinem juristischen
Studium wurde er gar bald Assistent am arbeitsrechtlichen Institut der Uni-
versität Leipzig. 1933 habilitierte er sich. Sogleich erhielt der hochbegabte

junge Dozent die Vertretung von verschiedenen Professuren: An den Uni-
versitäten Heidelberg, Jena und Berlin hat er Vorlesungen gehalten.

Begeistert für sein Vaterland, hatte er bereits 1924 bei der Reichswehr
und dann erst recht 1935 im neugeschaffenen Volksheere freiwillig gedient.
Nun erfolgte im Januar 1940 seine Kriegseinberufung. Da setzte, während
seine Truppe an der holländischen Grenze lag, eine Gehirnhautentzündung
diesem hoffnungsvollen Leben am 12. April ein bitteres Ende.

Karl Ernst Christian Häselbarth

Dr. iur., geboren 1904. Er gehörte, selbst höchst musikalisch, jenem durch
seine Musikliebe berühmt gewordenen Jahrgang 1918 bis 1924 an. Er
hatte sich zunächst als Rechtsanwalt in Olznis i. V. für längere Zeit nieder-
gelassen. Aber 1939 wurde er als Sachbearbeiter in die Landesbauernschaft
nach Dresden berufen. Mitten aus den ersten Arbeiten seines neuen, schönen
Wirkungsfeldes riß ihn im Alter von 36 Jahren der Krieg.

Seit Ende Oktober 1939 stand er als Infanterist an der West-
front. Dort erlebte er den ganzen schweren Winter im Bunker. Und
als der große Marsch nach Frankreich hinein begann, marschierte er mit:
680 Kilometer in 15 Tagen. Aber gleich sein erstes Gefecht mit dem Feinde
in der Nähe von St. Quentin sollte ihm am 7. Juni 1940 den Tod bringen —
fern von seiner jungen Frau und seinen drei noch ganz kleinen Kindern.

Friedrich Horst Nätzer

geboren 1904 als Sohn des langjährigen Zeichenlehrers unserer Schule, des
Professors Nätzer in Meißen. Seine Eltern erhielten die traurige Nach-
richt, daß er am 11. Januar 1940 von einem Aufklärungsflug nach der
Humber-Mündung nicht zurückgekehrt sei.

Von Kühnheit und Mut sind die Jahre seines Lebens bestimmt. Nach
seiner afrikanischen Schulzeit 1918 bis 1924 ging er zur See. Er machte als
21jähriger auf dem Kreuzer „Hamburg“ 1925 die Weltreise mit. Er wurde
zunächst Ingenieuroffizier, studierte aber dann später noch Flugzeugbau und
arbeitete als Diplom-Ingenieur im Reichsluftfahrtministerium. Im Kriege
war er ursprünglich auf Norderney als Wachoffizier eingesetzt. Aber das
behagte ihm nicht; er wollte an Feindflügen teilnehmen und meldete sich
deshalb freiwillig zu einem Kampffliegergeschwader.

Manche Ähnlichkeit mit diesem Lebenslauf zeigt das Schicksal seines um
ein Jahr jüngeren Mitschülers

Ernst Gottfried Horn

Auch er ging zur Kriegsmarine, machte die Weltreise auf dem Kreuzer
„Hamburg“ mit. Auch er entschloß sich, bereits Seeoffizier, zur Luftwaffe
überzutreten. Als Hauptmann war er im Reichsluftfahrtministerium zu
Berlin tätig, als Major war er auf Borkum Fliegerhorstkommandant und
Staffellkapitän. Im Kriege zeichnete er sich auf Feindflügen gegen England
aus. Er erhielt das Eiserne Kreuz. Tragisch ist das Ende dieses tüchtigen
Offiziers. Bei einem Dienstfluge im Inlande verunglückte am 23. Febr. 1940
seine Maschine im Nebel durch Bodenberührung und verbrannte.

Von den 32 Abiturienten des einen Jahres 1933, die stets so gut zusammenhielten, sind allein drei gefallen. Oder sind es gar fünf? Nein! Nein! Solange wir einen Schimmer von Hoffnung noch haben, lassen wir nicht ab von dem Glauben, daß die beiden vermißten Flieger aus dieser Klasse noch am Leben sind: Hauptmann und Staffelfapitän Georg Pfeiffer und Oberleutnant Wilhelm Rößiger, Träger des Ritterkreuzes, genau wie wir es für ihren um ein Jahr älteren Kameraden, Fliegerleutnant Jochen Knop, von Herzen wünschen.

Ich stelle an die Spitze der Toten dieses Jahrganges 1927 bis 1933

Joachim Freiherrn von Find

allein aus dem Grunde, weil wohl selten sich so viel Leid innerhalb kürzester Zeit in einer Familie gehäuft hat: Bei seiner Hochzeit mitten im Kriege — zwischen Polenfeldzug und Offensive im Westen — konnte niemand ahnen, daß schon nach einigen Monaten nicht nur den jungen Ehemann, sondern auch zwei Brautführer, den einzigen Bruder und einen Vetter der jungen Frau, französische Erde decken würde. Der alte Vater aber, der seinem gefallenen Sohne noch das Ecce schrieb, schloß ein Vierteljahr darauf die Augen, so daß nun dieselbe Totenfeier Vater und Sohn umschließt.

Von dem starken Pflichtbewußtsein in seiner Stellung als Kompanieführer zeugt der Tod von Joachim Freiherrn von Find. Bei einem Angriff südlich von Compiègne auf gutbefestigte Stellungen war die Kompanie auf erbitterten Widerstand gestoßen. Ungeheuer waren die Verluste. Der Leutnant selbst war verwundet worden. Statt aber sofort zum Verbandplatz zu gehen, begab er sich zu einem Artilleriebeobachtungsstand in der Nähe, um die für die Infanterie gefährlichsten Feindziele zu melden. Da vernichtete ein Granatvolltreffer die ganze B-Stelle.

Wilhelm Eberlein

Er war Meißner Kind. Fröhlich waren die Jahre seiner Kindheit in der treuen Obhut seiner lieben Mutter; fröhlich waren seine Aftanerjahre, doppelt schön mit ihren Freundschaften. Jugendlischer Frohsinn lag über den Jahren seiner späteren Ausbildung, in der das Studium für Hochbau wechselte mit freiwilligem Militärdienst bei den Pirnaer Pionieren. Und nicht genug damit: Eine frohe, herrliche Zukunft schien ihm in beruflicher Hinsicht zu winken.

Da kam der Krieg. Den Polenfeldzug machte er als Feldwebel mit, den Vormarsch durch Holland nach Belgien trat er als Leutnant an. Noch am 13. Mai schrieb er, er erlebe Großes und sei glücklich, dabei zu sein. „Habt keine Angst um mich! Es ist eine gute Sache, für die wir kämpfen!“ Aber bereits am nächsten Tage, am 14. Mai, machte eine feindliche Kugel beim Brückenbau an einem Kanal seinem Leben ein jähes Ende.

Arthur Rudolf Görne

entstammte einer Bauernfamilie des Meißner Landes. Ihm war eine sonnige Kindheit auf dem Lande in reichem Geschwisterkranz beschieden; er war der

Älteste von sechs Kindern. Und die Liebe zum bäuerlichen Beruf hat das ganze — ach so kurze — Leben dieses tüchtigen Menschen bestimmt. Er war auf Afta einer der besten Garteninspektoren, die es je gab, und hat sich, schon früh ein überzeugter Gefolgsmann des Führers, als HJ-Führer in der kritischen Kampfzeit besonders ausgezeichnet. Später übernahm er nach seiner landwirtschaftlichen Ausbildung den Hof eines Oheims.

Er marschierte zu Kriegsbeginn erst nach Polen mit hinein und war dann bei dem siegreichen Vormarsch im Westen mit dabei. Er fand am 31. Mai beim Übergang über einen belgischen Kanal den Heldentod. Nun trauern um ihn nicht nur die Eltern, sondern auch die junge Frau, die er ein paar Monate vor Kriegsausbruch geheiratet hatte, und das kleine Kindel, das erst nach seinem Tode geboren wurde, wird seinen Vater nie kennen lernen.

Und nun unsere jüngsten Gefallenen! Sie gehörten vor fünf, vor vier, drei, ja vor zwei Jahren noch ganz zu uns, und so leben sie denn unmittelbar in der Erinnerung von einer oder mehreren der jetzigen Klassen. Wenn ich von den fünf jungen Menschen rede, die nun nicht wieder heimkehren, krampft sich mir das Herz zusammen. Nicht nur, weil so viel Jugendkraft und -frohsinn und -frische mit einem Schlage tot sind. Es ist doch merkwürdig: so verschieden die fünf in ihrem Wesen auch sein mochten, alle fünf sind begabte tüchtige Jungens gewesen, ausgezeichnet vor vielen anderen, und bei den meisten konnte man schon aus ihren Schülerarbeiten auf außergewöhnliche Leistungen im Mannesleben hoffen. Nun ist ihre größte Leistung, vor der wir uns beugen, daß sie dieses ihr hoffnungsvolles Leben dem Vaterlande zum Opfer gaben.

Max Richard Lattke

Er stammte aus der Gegend von Bauzen und war Aftaner 1930 bis 1936. Von heiterem Wesen, von hervorragender Auffassungsgabe, vor allem aber voller Willenskraft und Aktivität, hat er sich in der HJ. führend eingesetzt und dabei doch alle schulische Arbeit spielend und mit größtem Erfolge erledigt. Man darf wohl sagen: Er ragte innerhalb unserer Schülerschaft als ein geborener Führer heraus.

Und dann kamen die Soldatenjahre. Auf Grund seiner dreijährigen Dienstzeit war er Leutnant, als der Polenkrieg begann. Gar bald schmückte das Eiserne Kreuz den Tapferen. Und als die deutschen Truppen im Westen loszschlugen, war er wieder dabei. In der Flandernschlacht erhielt er den Befehl, mit seinem Pionierzug für das Regiment den Übergang über die Schelde sicherzustellen. Am 22. Mai 5 Uhr beginnt der Vormarsch zum Fluß. Als Führer stürmt er seinem Zuge über das gefährliche Gelände voraus. Er erreicht das Flußufer, er will nach einer passenden Überferehstelle suchen, da erfaßt ihn eine Maschinengewehrgarbe; sechs Brustschüsse haben ihn sofort getötet.

Als der Vormarsch im Westen begann, hat er seinen lieben Eltern geschrieben: „Habt keine Sorge um mich; das Leben jedes einzelnen liegt in Gottes allmächtiger Hand.“

Wilhelm Adolf Franz Franke

Ufraner 1932 bis 1937. Er stammte aus Meißen, aus einer Familie, die schon durch viele Glieder mit der Schule treu verbunden ist. Ihn zeichnete schon früh eine Aufgeschlossenheit in allen wissenschaftlichen Fragen, ein scharfes, kritisches Denken aus, und so war es natürlich, daß seine Eltern immer ihre höchste Freude an seinen guten Leistungen haben konnten.

Die Soldatenzeit brachte dann neue, starke Seiten seines Wesens zur Entfaltung. Dabei war sie reich an großen Erlebnissen. Er ist als Artillerist März 1938 mit in Österreich eingerückt, er war mit bei der Befreiung des Sudetenlandes dabei. Er stand eine Zeitlang in einer Grenzgarnison im Saargebiet. Und als der große Vormarsch im Westen kam, da spiegeln seine Karten an die Eltern die starken Eindrücke der ersten Kampftage und das Staunen über die kaum faßlichen Erfolge der Deutschen. Er hat als Unteroffizier vor Vouillon, vor Sedan, zuletzt vor Amiens gekämpft, oftmals mit seinem Vermessungstrupp der Batterie vorausseilend. Da tötete ihn im blühenden Alter von 21 Jahren am Abend des 20. Mai — unmittelbar vor seiner Beförderung zum Wachtmeister — eine englische Fliegerbombe.

Durch die gleiche militärische Tüchtigkeit zeichnete sich sein Klassenkamerad

Hans-Jochen Schulze

aus, geboren zu Grumbach. Sein Wunsch war es, als Offizier einmal dem Führer zu dienen. So still und schlicht er nach außen erschien, so tüchtig und pflichtbewußt hat er sich allezeit gezeigt: ein feiner, anständiger Charakter. Hier auf der Schule hat er sich als Quartaner-Inspektor bestens bewährt, in der HJ. war er Kameradschaftsführer und als einer, der schon als kleiner Pimpf sich in der Kampfzeit 1930 zum Führer bekannte, Träger des goldenen Ehrenzeichens der HJ.

Von seiner inneren Haltung als Soldat aber zeugt am besten ein Brief des noch nicht ganz 22jährigen Feldwebels vom Vormarsch im Westen: „Was auch kommen mag, liebe Eltern, Ihr könnt beruhigt und unbesorgt sein, ich werde alles ertragen wie bisher, mit Ruhe und Zuversicht und im Glauben an unsern baldigen Sieg. Ich habe ja nicht nur um mein Leben, sondern um das von mehr als 40 Kameraden zu sorgen, die teilweise um zehn Jahre älter und Familienväter sind.“ Er kämpfte in vorderster Linie bei Corbie, an der Somme, vor der Aisne. Er erhielt das Eiserne Kreuz. Bald darauf fiel er am 11. Juni bei einem Angriff, durch feindliche Artillerie schwer getroffen.

Ich komme zu den letzten zwei aus der — im Verhältnis gerechnet — großen Zahl unserer Toten. Sie waren beide noch so jung; der eine von ihnen starb 1½ Monate vor seinem 20. Geburtstag, und der andere würde jetzt in sechs Tagen 20 Jahre geworden sein. Beides frische, fröhliche, offene Menschen, jeder in seiner Art durch besondere Gaben ausgezeichnet. So wie eine Mutter alle ihre Kinder lieb hat, aber das jüngste ihr besonders ans Herz gewachsen zu sein pflegt, so ergeht es auch uns: die Schule ist doch auch wie eine Mutter, eine alma mater, und gedenkt dieser ihrer jüngsten Glieder, die kaum ihrem Mutterboden entwachsen waren, in besonders wehmütiger Trauer.

Reinhard Karl Hermann Peter

Er stammte aus Greifswald. Er trat erst 1936 in die damalige Obersekunda ein und verließ unsere Schule infolge des Wegfalls der Oberprima bereits 1938. Er war im Herzen ein rechter Ufraner geworden, dankbar seiner Schule. Ihr war er übrigens schon durch seine beiden Großväter verbunden. Der eine war unser Altrektor Peter, der andere der Altafraner Justizrat Reinhard, der einige Monate vor seinem Enkel starb: Großvater und Enkel Tote desselben Jahres!

Reinhard Peter hat bei einer Nachrichtenabteilung den Einmarsch ins Sudetenland und dann den Polenkrieg und schließlich — zum Teil in gefährlichem Fronteinmarsch — einen großen Teil vom Vormarsch durch Belgien nach Frankreich hinein mitgemacht, allezeit ein tapferer Soldat. Am 7. Juni wurde er bei einem Bombenangriff englischer Flieger südlich Amiens verwundet und erlag, ohne sein Ende vorher zu ahnen, nach elf Tagen seinen schweren Verletzungen.

Aber er war nicht nur ein begeisterter Soldat. Er fiel hier bereits auf der Fürstenschule durch eine ungewöhnliche Begabung für Naturbeobachtung auf. Selbständig arbeitete er schon als Schüler auf zwei Teilgebieten der Zoologie in echter wissenschaftlicher Forschungsarbeit. Ergebnisse hieraus wurden in einer wissenschaftlichen Zeitschrift veröffentlicht und fanden lobende Anerkennung.

Wolfgang Klinger

Er war ein Kind unserer Stadt. Ufraner 1934 bis 1939. Ich sehe ihn noch vor mir: diesen jungen, fröhlichen Menschen mit den reinen, hellen Augen. Ja, es ist schon so, wie der Vater schrieb: „Er liebte alles Schöne, Gute, Reine und Erhabene des Lebens, er liebte die Musik, die bildenden Künste, er hatte den Faust im Tornister, er war ein begeisterter Verehrer der Berge.“ Für seine Jahre als Fürstenschüler war es bezeichnend, daß er sich körperlich, seelisch und geistig gleich gut entwickelte. Starke ideale Kräfte formten sein inneres Wesen und damit auch sein Berufsziel. Er wollte Offizier werden.

In Polen war er als Arbeitsdienstler mitgewesen, als Fahnenjunker finden wir ihn kaum ein halbes Jahr später an der Westgrenze. Da kommt am 10. Mai der große Einsatz: Luxemburg, Südbelgien, Maasübergang bei Sedan und dann schwerste Waldgefechte nach Süden zu. Da fiel am 29. Mai Wolfgang Klinger als Spähtruppführer, erst 19½ Jahre alt. Als ob er's gewußt hätte, hat er, kurz bevor er ins Feld zog, in seinem Tagebuch sich über die letzten Fragen Rechenschaft abgelegt: kurz, klar und unsagbar reif, ein Frühvollendeter.

Er schrieb: „Der letzte Urlaub vor dem weiten Schritt ins Unbekannte... Mein Glaube ist: Habe ich auf Erden mich bemüht, treu und anständig das zu tun, was mir auferlegt ist, konnte ich jedem frei ins Antlitz sehen, dann kann ich getrost auch dem Tode entgegengehen. Der Geist, der das Geschick einer Welt bestimmt, hat darin auch mein Schicksal bestimmt. Ich kann gar nichts daran ändern. Ich kann nur nach Menschenbegriffen aufrecht leben und aufrecht sterben. „Tu, was du mußt, sieg oder stirb, und laß Gott die Entscheidung!“

Mein Einsatz im Spanischen Kriege

November 1936 bis April 1937

Von Fliegerhauptmann Christian Segnitz (Nr. 26)

Vorbemerkung des Schriftleiters: Aus dem interessanten Bericht von Hauptmann Segnitz, aus dem der „Vote“ schon im Jhrg. 1940, S. 1 größere Partien abgedruckt hat, bringen wir nochmals einige Ausschnitte, in denen Hauptmann Segnitz vor allem von seinem fliegerischen Einsatz im Kampfe für das Neue Spanien erzählt.

Die erste Luftschlacht bei Madrid

Am 4. Dezember flogen wir zum erstenmal an die Madrider Front. Der Flug von Salamanca* führte über ein Gebirgsmassiv, die Sierra de Gredos, hinweg. Bald sahen wir Madrid, die Hauptstadt Spaniens. Leider hatte ich nicht die Zeit und Muße, mir aus 4000 Meter Höhe diese Stadt näher ansehen zu können. Eine Dunstwolke verhüllte außerdem beim Näherkommen die Sicht. Unser Angriffsziel war der Nordbahnhof, Montana-Kaserne, Gefängnis und der Westrand der Stadt, der von den Roten hartnäckig verteidigt wurde. Das Bersten unserer schweren Bomben war selbst in der Höhe noch so laut zu hören, daß man hätte erschrecken können, wenn man nicht darauf gewartet hätte. In wenigen Augenblicken war der bombardierte Teil der Stadt in schwarzen Rauch der Explosionen eingehüllt. Das war ein überwältigendes Schauspiel! Mit dem Bewußtsein, die uns gestellte Aufgabe gut erfüllt zu haben, kehrten wir von unserem ersten Angriff auf Madrid zurück.

Zwei Tage später, am 6. Dezember, dem St. Nikolaustag, wurden wir auf den Flugplatz Guadalajara eingesetzt, der etwa 50 Kilometer ostwärts von Madrid liegt. Kein rotes Jagdflugzeug störte unser Unternehmen. Die Sonntagsspaziergänger in Guadalajara werden überrascht gewesen sein, als am zeitigen Nachmittag plötzlich ein starkes Bombardement über den Bahnhof und die Anlagen des Flugplatzes niederging. Die zwei großen Hallen am Rande des Flugplatzes wurden getroffen und gingen in Flammen auf. Wiederum kehrten wir völlig unbehelligt von feindlichen Jagdfliegern oder feindlicher Flak zu unserem Flugplatz zurück.

Am 8. Dezember kam gegen Mittag der Befehl zum Angriff auf den Flugplatz Alcalá de Henares. Kurz nach unserem Start hatten wir eine Wolkendecke von etwa 1000 Meter Mächtigkeit zu durchfliegen. Niemand hatte gedacht, daß die Wolkendecke so stark sein würde. Dadurch kam es, daß das Durchziehen durch die Wolken nicht planmäßig geschehen konnte, sondern improvisiert werden mußte. Die Folge davon war, daß wir kilometerweit zerstreut über den Wolken uns erst langsam wieder zu einem Verband zusammenfanden. Bei starkem Ostwind näherten wir uns nur langsam der Front und überflogen sie südlich von Madrid in Richtung auf Alcalá de Henares.

Auf die ersten feindlichen Jagdflugzeuge brauchten wir nicht lange zu warten. Es waren etwa 40 rote Jäger. Im ersten Augenblick staunten wir

über die Schnelligkeit der russischen „Rata“, die mehr als doppelt so schnell war, wie wir. Zum erstenmal hatte ich nun Gelegenheit, auf den Feind zu schießen, und freute mich, wie gut unsere Maschinengewehre funktionierten. Die roten Jäger schienen vor unserer MG.-Feuer einigen Respekt zu haben, denn sie wagten sich nicht allzu nahe an uns heran. Immerhin war diese erste Berührung mit feindlichen Jagdflugzeugen nicht gerade amüsant zu nennen. Unsere Kette hatte das Pech, die letzte im Verband zu sein, und flog außerdem noch etwa 300 bis 400 Meter tiefer als die anderen. Durch die Propellerböen des vor uns fliegenden Verbandes kamen wir bei unserer schweren Bombenlast nicht mehr höher. Dies hatte zur Folge, daß sich jetzt, kurz vor dem Ziel, die feindlichen Jäger ganz besonders mit uns Abgesprengten beschäftigten.

Ich war gerade vorn mit meinem Bombenvisier oder dem vorderen Maschinengewehr beschäftigt, als ein kurzes metallisches Klirren durch meine Maschine ging. Im nächsten Augenblick war mir klar, daß uns eine MG.-Garbe in die Maschine gerost war. Die Maschine flog weiter, also war zumindest dem Piloten nichts geschehen. Ich warf meine Bomben und bemerkte gerade noch, daß ein Flugzeug meiner Kette zurückblieb und von sechs bis acht Jägern abgedrängt wurde. Wir konnten ihm nicht helfen und hatten selbst mit unserer Abwehr alle Hände voll zu tun. Gott sei Dank fanden wir den Anschluss an unseren Verband bald wieder und waren dadurch gegen die Angriffe besser gedeckt. Ich erinnere mich noch deutlich, wie eine Rata angeschossen im Sturzflug senkrecht zur Erde stürzte. Verblüffend war immer und immer wieder die enorme Steigfähigkeit und Wendigkeit der uns angreifenden Jagdflugzeuge.

Mit dem Überfliegen der Front nach insgesamt 45 Minuten Luftkampf hatten wir endlich Ruhe. Die roten Jagdflugzeuge wagten nämlich nicht, uns über die Front auf weißes Gebiet zu folgen. Während ich noch nach rückwärts schußbereit am MG. sitzend den Horizont absuchte, hörte ich den Flugzeugführer ziemlich nervös hupen. Ich ahnte nichts Gutes und stieg auf der Leiter sofort nach oben. In der Maschine sah ich meinen Bordwart, der neben dem Flugzeugführer während des Angriffes gefessen hatte, am Boden in einer großen Blutlache liegen. Mit einem Blick erkannte ich, daß er durch einen Kopfschuß von seinem Platz gerissen worden war. Ohne mich lange zu besinnen, legte ich den Schwerverwundeten behutsam ein Stück zur Seite und holte sofort das Verbandzeug, das sich in jeder Maschine befindet. Zugleich alarmierte ich den hinten im Heckstand am MG. sitzenden Funker durch kräftiges Anstoßen mit dem Verbandpack. Wir verbanden gemeinsam die Wunde, so gut es in der Höhe und in der Kälte möglich war. Nach meiner Ansicht hatte mein Bordwart während der Kampfminuten, in denen wir ihm keine Hilfe bringen konnten, sehr viel Blut verloren. Er war aber noch bei Bewußtsein, nur erschien er mir schon sehr schwach.

Die Zeit bis zur Landung in Salamanca ist mir zehnmal so lang geworden, als sie wirklich war. Es war unterwegs jedenfalls ein niederziehendes Gefühl, einem schwerverwundeten Kameraden nicht besser helfen zu können. Auf dem Flugplatz in Salamanca war zunächst kein Arzt zur Stelle, und es dauerte noch geraume Zeit, bis ich meinen Bordwart in ein Lazarett nach Salamanca bringen lassen konnte. Als ich nachts gegen 10 Uhr in dem Lazarett war, wo mein Bordwart Aufnahme gefunden hatte, sagte

* Der Flugplatz lag 30 km westlich von Salamanca.

mir der Arzt, er hätte noch Hoffnung, den Schwerverwundeten durchzubringen. Er hätte allerdings viel Blut verloren. Ich erinnere mich noch des guten Eindrucks, den dieses Stütz auf mich machte, wie sauber es dort war und wie nett die Schwestern ihre Pflege ausübten. Spät in der Nacht kehrte ich in einem Omnibus in meine freundliche Behausung zurück und schlief sofort ein. Am nächsten Morgen erfuhr ich früh auf dem Flugplatz, daß mein Bordwart in den Morgenstunden an den Folgen seiner Verletzung gestorben war. Ich war zwar nicht überrascht durch diese Mitteilung, trotzdem ging sie mir sehr nahe.

Ich bemerkte, daß verschiedene Kameraden meine Maschine mit besonderem Interesse in Augenschein nahmen. Schließlich kam der erste auf mich zu und beglückwünschte mich, daß ich noch am Leben sei. Auf meine erstaunte Frage, was dies heißen solle, forderte er mich auf, mit zu meiner Maschine zu kommen. Dort zeigte er mir den Einschuss der Kugel, die den Topf, in dem ich während des Luftkampfes gegessen hatte, in der Mitte durchschlagen hatte. Hätte ich mich zufällig nicht gerade nach vorn gebeugt, als uns der feindliche Jäger angriff, wäre ich mit tödlicher Sicherheit von der Kugel in den Rücken getroffen worden. So war sie etwa zwei Zentimeter vorbeigegangen. Jetzt erinnere ich mich erst, daß ich bei diesem Angriff einen dumpfen Schlag in meiner Nähe verspürt, ihn aber nicht weiter beachtet hatte. Immerhin konnte ich mir gratulieren lassen, zum zweiten Geburtstag sozusagen. Meine treue Ju 100 wies insgesamt acht Einschüsse auf, die alle die ganze Maschine durchschlagen hatten. Es war daher notwendig, das Flugzeug sachgemäß instandsetzen zu lassen. Wir erhielten infolgedessen den Befehl, nach Sevilla zurückzufliegen, um unsere Maschine in der dortigen Werkstatt ausbessern zu lassen.

Vor unserem Abflug von Sevilla fand im Kreise der Kameraden der Kampfgruppe die feierliche Trauerparade für unseren im Luftkampf gefallenen Kameraden statt. Es war ein eigenartiges Gefühl, den ersten Sarg in den bisherigen Kampfhandlungen selbst tragen zu müssen. Schlicht, aber würdig war die Trauerfeier. Unter präsentiertem Gewehr trugen wir unseren toten Kameraden bis zu einem Transportflugzeug, das den Sarg nach Sevilla bringen sollte. Von dort würde ein Schiff den Toten in die Heimat überführen. Außer diesem ersten Verlust, der uns vom Gegner beigebracht wurde, hatten wir außerdem noch eine ganze Besatzung zu beklagen. Sie war vor dem Angriff in einer Wolkenbank vereist und in die Berge gestürzt.

Am Nachmittag starteten wir nach Sevilla. Wir waren nur noch drei Mann an Bord. In Sevilla sollten wir uns einen neuen Bordmechaniker besorgen. Während des Fluges saß ich auf meinem Sitz neben dem Flugzeugführer. Durch die zerschossene Scheibe zog die Luft kalt in die Maschine hinein. Ich glaube, wir haben uns während dieses Fluges recht wenig unterhalten.

Großangriff auf Madrid

Am 4. Januar erhielten wir in Sevilla Befehl zu einem Großangriff auf Madrid. Nach über zwei Stunden Flugzeit erreichten wir die spanische Hauptstadt. Uns begleiteten etwa 70 Jagdflieger, über uns Italiener, unter uns deutsche Kameraden. Es war ein unvergeßlicher Anblick, wie wir

mit insgesamt 100 Flugzeugen in sauberer Formation gegen Madrid flogen. Bereits am Rande der Stadt wurden wir in heftige Luftkämpfe mit den sowjetspanischen Jägern verwickelt. In allen Höhen von 5000 Meter bis dicht über die Erde sah man Jagdflugzeuge in gegenseitigem Kampf. Auch wir Bomber blieben nicht verschont und merkten an der Kampfweise unserer Gegner, daß sie in der Zwischenzeit manches hinzugelernt hatten. Aber auch wir hatten gelernt und unterhielten ein lebhaftes Feuer gegen alles, was sich vor unseren Maschinengewehren zeigte. Überall sah man die Phosphorgechosse an ihren Rauchsahnen wie Spinnweben in der Luft. Nur wenige Minuten dauerte dieser Luftkampf. Wir hatten wohl Treffer, aber keine Verluste zu beklagen! Nach fünf Stunden Flugzeit landeten wir alle wieder wohlbehalten in Sevilla. Uns war jedoch allen klageworden, an der Madrider Front war „dicke Luft“, denn die internationale Hilfe hatte in erhöhtem Maße eingeseht.

Am 5. Januar blieben wir in Ruhe und benutzten den Tag, den Turm der Kathedrale, die berühmte „Giralda“, zu ersteigen. Außerdem vergnügten wir uns an einer Fahrt im Fiafer durch die Anlagen der Stadt. Erst spät in der Nacht erfuhren wir, daß für den folgenden Tag ein zweiter Großangriff auf Madrid „fällig“ sei. Der Zusammenprall mit den feindlichen Jagdfliegern war noch heftiger als zwei Tage vorher. Der Gegner hatte mehr Jagdflugzeuge aufgeboden. Diesmal schlugen unsere Bomben eine wahre Bresche in ein Häusergeviert am Rande der Stadt. Es war der lebhafteste Luftkampf, den ich über Madrid erlebte. In meinem Topf stand ich bald auf leergeschossenen MG.-Trommeln und Hülsen wie „auf Eiern“. Wir schossen alle, was aus den Läufen nur herauswollte!

Man erzählte uns später, daß bei diesen Angriffen unten an der Front jede kriegerische Tätigkeit fast unterblieben sei. So gespannt schauten beide kämpfenden Parteien nach dem einzigartigen Schauspiel des Luftkampfes über der Stadt. Für alle Fälle hatten wir während der Kämpfe über und bei Madrid die geladenen Pistolen umhängen und einige nützliche Kleinigkeiten für den Fall einer Notlandung oder eines Absprungs auf feindlichem Gebiet bei uns. Die Behandlung in der Gefangenschaft bei den Roten war uns ziemlich klar, und die Sympathie, die wir Bomber bei der um Madrid kämpfenden roten Truppe oder gar erst der Madrider Bevölkerung haben mußten, noch klarer. Wieder erreichten wir unseren Heimathafen Sevilla ohne Verluste an Menschenleben.

Am übernächsten Tage, am 8. Januar, wurden wir unerwartet nach Salamanca verlegt und noch am gleichen Abend im Nachtangriff auf Alcalá de Henares eingeseht. Es war genau einen Monat her, als bei dem Tagangriff auf Alcalá de Henares mein Bordwart schwer verwundet wurde. So verband mich mit diesem Ort eine Art Rachegefühl, und mir war deshalb dieser Einsatz ganz willkommen.

Salamanca—Madrid

Die Flugstrecke Salamanca—Madrid, die wir schon mehrmals hinter uns gebracht hatten, wurde nunmehr beinahe Nacht für Nacht geflogen. Wir stellten uns ganz auf Nachteinsetz um und schloßen nur wenige Stun-

den am Tage. Diese Flüge nach Madrid, die selbst bei schwierigsten Wetterlagen durchgeführt werden mußten, waren die gefährlichsten, die ich bisher erlebt habe. Jede Nacht hieß es, ein Gebirgsmassiv zu überqueren und die Wolkenbänke zu meiden, in denen die Vereisungsgefahr zum Verhängnis werden konnte. Wir bombardierten Verkehrsbewegungen im Raume bei Madrid und erlangten allmählich im Nachtsfliegen, vor allem auch im Bombenwerfen, eine beachtliche Sicherheit. Ein wunderbares Schauspiel waren die zahlreichen Scheinwerfer in und um Madrid, die nach uns emsig suchten. Das Flakfeuer war damals noch nicht besonders stark. Jedoch waren die Nächte, wenn der Mond schien, so hell, daß man förmlich auf den Nachtjäger wartete. Wir haben in dieser Zeit oft mit gutem Erfolg nachts unser Ziel getroffen. Mancher nächtliche Brand verriet unsere Spur.

Am unangenehmsten war die außerordentlich starke Kälte, die in den Höhen zwischen 4000 bis 5000 Meter damals im März herrschte. Im Inneren der Maschine bildeten sich an allen Metallteilen Eiskristalle, so daß z. B. die Maschinengewehrläufe schneeweiß ausliefen. So etwas hatte ich in der Heimat noch nicht erlebt. Mancher von uns hat sich in diesen Nächten das Gesicht bei 30 bis 40 Grad Kälte erfroren. Auch ich bin einige Tage mit einem „Turban“ um den Kopf einhergegangen. Da wir in den flugfreien Nächten durch unsere Umstellung auf die Nachtsfliegerei nicht schlafen konnten, vergnügten wir uns mit Kartenspielen, ja sogar mit Hazardspielen. Die letzteren ließen wir niemals ausarten. Wir erfreuten uns aber doch an der Spannung, die in solchen Spielen liegt. Bald waren in dem Städtchen sämtliche Spargelkonserven u. a. von uns aufgezehrt. Wir aßen in einem Gasthof zu Mittag. Der Geruch des Olivenöls, der diesen Speisen anhaftet, bekam nicht jedem von uns in gleicher Weise. In dieser Zeit hätten wir für eine Scheibe Schwarzbrot und für ein Mittagessen nach deutscher Art freiwillig Wucherpreise bezahlt.

Den einzigen Urlaub, den ich während der Zeit meines Aufenthaltes in Spanien verbracht habe, war eine Fahrt in das Berghotel in der Sierra de Gredos. Es liegt inmitten der Gebirgslandschaft. Von der Hotelterrasse aus hatte man einen wundervollen Blick über das schneebedeckte Gebirgsmassiv. Wir ließen es uns nicht nehmen, den nächstgelegenen Berg zu ersteigen. So wie wir waren, und keineswegs als Bergsteiger ausgerüstet, machten wir uns auf den Weg. Zu unserer besonderen Freude dehnte sich ein größeres Stück Kiefernwald unterhalb des Berghotels aus. Da erst fühlten wir, daß uns der deutsche Wald hier im Süden doch recht fehlte. Nach gut drei Stunden hatten wir den etwa 2000 Meter hohen Berg bezwungen. Es machte uns großen Spaß, die verschneiten Hänge auf dem Rückweg herabzustürmen. Im Hotel angekommen, legten wir uns auf die Terrasse, um uns zu sonnen und unsere Halbschuhe trocknen zu lassen.

Am Abend vorher, dem Karfreitag, hatten wir einen sehr gemütlichen Abend im Berghotel am spanischen Ramin verbracht und dabei auch reichlich Rotwein getrunken. So waren wir nun doppelt müde und ließen es uns

in der Sonne gutgehen. Die Verpflegung in diesem Berghotel war ganz nach unserem Wunsch. Nur sehr ungern fuhren wir am nächsten Tage über Avila in unser Quartier zurück. Avila ist eine sehr alte Stadt mit einer noch völlig erhaltenen mittelalterlichen Stadtmauer. Wenige Tage später kam der Befehl zur Teilnahme bei der Offensive an der Nordfront. Wir wurden nach Burgos verlegt.

Die Bilbao-Offensive

In Burgos kamen wir seit längerer Zeit wieder einmal in ein Hotel. Die Stadt selbst war damals Sitz der Regierung und bot uns in unserer freien Zeit mehr Abwechslung als die Hacienda bei Salamanca. Wir besichtigten die Stadt und sahen uns auch die Kathedrale näher an. Daß wir es hier aushalten konnten, war unsere allgemeine Überzeugung.

Es begann die Offensive gegen Bilbao. Die Roten hatten ein mehrfaches Grabensystem und geschicktes Verteidigungswerk in den Bergen nördlich Vittoria angelegt. Wir sollten durch unseren Bombenangriff diese Bergstellungen sturmreif machen. Diese Aufgabe reizte uns ungemein, da wir etwas Ähnliches bisher noch nicht kennengelernt hatten. Beinahe fiel es uns schwer, uns von unserem „Nachtleben“ wieder auf den Tagangriff umzustellen. So begann die Offensive. Italienische und deutsche Jagdflugzeuge waren so zahlreich zur Stelle, daß wir den Eindruck hatten, in aller Ruhe unsere Aufgaben durchführen zu können. Wir flogen täglich durchschnittlich zweimal oder auch öfter. Diese Art des Krieges machte uns mehr Spaß und war bedeutend einfacher als die schwierigen Nachtangriffe an der Madrider Front. Man konnte den Einschlag seiner Bomben beobachten und erhielt einen kleinen Einblick in den Erdkampf. Die Wirkung unserer Angriffe war außerdem ganz beachtlich! Meistens wurden die Stellungen, die wir bombardiert hatten, am gleichen Tage noch genommen.

Ich bin in diesen ersten Tagen der Offensive zweimal an der Front gewesen. Einmal auf eigene Faust mit einer gemieteten Tante, das zweite Mal mit der ganzen Staffel. Meine Eindrücke vom Erdkampf mit erstürmten Stellungen, herumliegenden Leichen und der Beobachtung des Gefechtslärms nötigten mir als Flieger eine Hochachtung ab vor dem Kampf auf der Erde. Die ungeheure Leistung des deutschen Soldaten im Weltkriege wurde uns allen durch diese erste Anschauung voll bewußt. Die feindliche Gegenwirkung an der Nordfront war damals unbedeutend. Außerdem sorgten unsere neuen deutschen Jagdflugzeuge dafür, daß uns kein roter Jäger zu nahe kam. Ab und zu erhielt man einen Infanterietreffer in die Riste, doch das störte uns nicht weiter.

Ich hatte mich gerade im Hotel gebadet und zum Abendessen angezogen, als mich die Nachricht erreichte, ich sollte als Kurier nach Deutschland zurückfliegen. Meinen Eltern hatte ich kurz vorher geschrieben, daß ich vielleicht innerhalb eines Vierteljahres wieder zu Haus eintreffen würde. Selbstverständlich freute ich mich sehr. Aber es war ein gemischtes Gefühl, als ich am nächsten Morgen auf dem Flugplatz stand und statt neun nur acht Maschinen meiner Staffel an die Front fliegen sah.

Wir haben gigantisch gearbeitet. Was in diesen Jahren bei uns an Rüstung geschaffen wurde, ist wirklich das Stolzeste, was jemals die Welt geschaffen hat.

Adolf Hitler am 24. 2. 1941.

Auslandausbildungsreise des Linienschiffes „Schlesien“ 1938/39

Von Oberleutnant zur See Sigurd Schönfeld (Nr. 28)

Vorbemerkung des Schriftleiters. Der Aufsatz von Oberleutnant zur See Schönfeld ist noch in Friedenszeiten auf meine Bitte auf Grund seiner Tagebuchaufzeichnungen niedergeschrieben worden. Es kam der Krieg, und der Verfasser behielt den Aufsatz, den er nicht mehr aktuell glaubte, zurück. Aber er ist so belehrend und aufschlussreich und wird auch in manchem unserer Jungen die Lust erwecken, den interessanten und vielseitigen Beruf des Seeoffiziers als Lebensberuf zu erwählen, sodas er auch in unseren Tagen nicht der „Aktualität“ entbehrt.

Alljährlich fahren im Frieden unsere Kadettenschulschiffe mit der neuen Kadettencrew* hinaus ins Ausland. Drei Leitgedanken liegen dabei diesen Reisen zugrunde: Einmal soll der junge angehende Offizier aller Laufbahnen der Marine draußen in der Fremde seinen Blick weiten, zum anderen soll er unter gänzlich andersartigen und ungewohnten klimatischen Verhältnissen sich körperlich und charakterlich bewähren, und zum dritten sollen unsere Schiffe draußen in der weiten Welt die deutsche Flagge zeigen und Bindeglied sein zu den vielen Deutschen, die in aller Herren Ländern das deutsche Ansehen hochzuhalten haben.

Mitte des Sommers 1938 waren die neuen Kadetten an Bord der drei Schulschiffe Kreuzer „Emden“, Linienschiff „Schlesien“ und Linienschiff „Schleswig-Holstein“ eingestiegen, und nach kurzer Ausbildungszeit in der Ostsee sollten die Linienschiffe „Schlesien“ und „Schleswig-Holstein“ im Herbst ihre Auslandsreise antreten, während die „Emden“ bereits im Sommer zur Auslandsreise ausgelaufen war und dafür im Winter bereits in die Heimat zurückkehren sollte. Durch die Sudetenkrise war die Durchführung der Reisen für kurze Zeit in Frage gestellt, doch nach der friedlichen Beilegung dieser Krise steht dem Auslaufen der beiden Linienschiffe nichts mehr im Wege, und auf Befehl des Führers werden wir zur Reise in die westindischen Gewässer entlassen. Beschleunigt werden die nötigen Vorbereitungen für die mehrmonatige Reise getroffen. Unser Begleitdampfer, der Öl und Proviant für uns mitnimmt, muß beladen werden, die Kadetten und neu an Bord kommandierten Soldaten empfangen ihre Tropenausrüstung, noch ausstehende Tropenuntersuchungen werden durchgeführt und vieles andere mehr, was vor dem Auslaufen zu einer Reise ins tropische Ausland nötig ist. An Bord herrscht in diesen Tagen Hochbetrieb, und alles sieht dem Tage des Auslaufens mit freudiger Erwartung entgegen. Zum befohlenen Termin liegt das Linienschiff „Schlesien“ auslaufklar an seinem Liegeplatz in Wilhelmshaven. Von den Angehörigen, die zum Teil von weither zur Küste gekommen sind, um dem Auslaufen des Schiffes beizuwohnen, nimmt die Besatzung unter den Klängen des Liedes „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus . . .“ fröhlichen Abschied, wenn auch hier und da bei den Zurückbleibenden einige Tränen aufblinken.

* crew (engl.) = Schar, Besatzung.

Bei trübem und diefigem Wetter laufen wir am 29. Oktober 1938 aus Wilhelmshaven aus. Es wird rasch dunkel und die Leuchtfeuer von Voshlapp, Schillig und Wangerooge weisen uns den Weg ins offene Meer. Während der Nacht laufen wir unter der deutschen Küste entlang und passieren am nächsten Vormittag das letzte deutsche Feuerschiff, Borkum-Riff-Feuerschiff. Die See ist glatt und ruhig, mit 9 Seemeilen Fahrt schieben wir uns durchs Wasser. Je mehr wir uns dem Kanal nähern, desto stärker wird der Schiffsverkehr. Die Linie Dover—Calais passieren wir bei Nacht und verlassen somit die sogenannten heimischen Gewässer. Nicht unter der englischen Küste haltend geht es weiter nach Südwesten. Bei Sonnenschein sehen wir die Badeorte der Isle of Wight und treffen dort mehrere englische Bomber. In einiger Entfernung evolutionieren vier englische Zerstörer, und in ungefähr 1500 Meter Entfernung taucht etwas später das U-Boot „Crampus“ aus dem Wasser auf. Für Abwechslung ist hier bestens gesorgt. Das bislang ruhige Wetter wird allmählich bewegter, als wir die Scilly-Inlands steuerbord achteraus lassen und in die Biscaya kommen. Es frisch merklich auf, und eine hohe Dünung kommt von steuerbord ein, so daß die alte „Schlesien“ gewaltig zu schlingern beginnt. In der Nacht vom 2. zum 3. November erreicht das Schlingern seinen Höhepunkt: in den Kammern gerät alles, was nicht seefest gezurrt war, ins Rutschen; Blumentöpfe kommen von oben, auf dem Schreibtisch fallen die Bilder um und überhaupt alles nur Mögliche macht sich selbständig. Die Bilder an den Wänden schwanken hin und her, Stühle und Tische kippen um, und in den Kojen muß man durch geschickte Verwendung von Decken, Kissen und Bademänteln versuchen, sich so zu betten, daß man nicht dauernd von einer auf die andere Seite rollt. In der Offiziersmesse werden auf den Tischen Längs- und Querlatten festgeschraubt, so daß für jeden Platz ein kleines Viereck geschaffen ist, in welchem nun gedeckt werden kann. Nach zwei Tagen wird das Wetter wieder etwas ruhiger, außerdem bekommen wir jetzt die See mehr von vorn und die Schlingerbewegung geht in Stampfbewegung über, welche sich auf der „Schlesien“ nicht so unangenehm bemerkbar macht.

Mit Kurs 250 Grad fahren wir auf die Azoren zu und haben auf diesem Wege recht viel Nebel. Befinden wir uns auch außerhalb der üblichen Dampferouten, so müssen wir doch zur Sicherheit und gemäß Seestraßenordnung im Nebel als fahrendes Schiff alle zwei Minuten einen vier bis fünf Sekunden langen Ton mit der Sirene geben. Zeitweilig wird der Nebel so dick, daß man nur dreißig Meter weit sehen kann, dann wieder lichtet er sich, bis die nächste Nebelwand herankommt. Kurz vor den Azoren treffen wir unseren Begleitdampfer „Rudolph Abrecht“ und wollen mit ihm eine Scheinwerfer-Übung machen, doch der Nebel macht uns einen Strich durch die Rechnung. Am Morgen des 7. November kommt das erste Feuer von der Insel San Miguel-Azoren in Sicht. Bis morgens gegen 8 Uhr regnet es in Strömen, dann klärt sich das Wetter auf. Um 10 Uhr laufen wir programmgemäß in Ponta Delgada ein und machen im Hafen mit dem Heck an einer Boje fest, nachdem wir vorher den Backbord-Anker hatten fallen lassen. Die Sonne bricht durch die Wolkendecke hindurch und die Stadt bietet mit ihren weißgestrichenen Häusern einen netten Anblick. Hinter der Stadt dehnen sich auf sanft ansteigenden Hügeln fruchtbare Felder und Gärten, und in der Ferne verschwimmen im Dunst der regenfeuchten Luft

grüne Felder und kleine Waldungen. Am Abend unseres Einlauftages können wir noch ein seltenes Natur Schauspiel bewundern: eine totale Mondfinsternis. Die Mondscheibe verdunkelt sich allmählich ganz und ist nur noch schwach als mattleuchtender Kreis zu erkennen; dann tritt der Mond wieder langsam hervor, bis er in voller Rundung sein mattes silbriges Licht über die Berge ergießt.

Zu Abend hat der deutsche Konsul von Ponta Delgada einige Offiziere des Schiffes in sein Haus eingeladen. In den netten Räumen seines Hauses verbringen wir einen angenehmen Abend; ist die Unterhaltung mit den fast nur portugiesisch sprechenden Señoritas auch schwierig, so gibt es doch manchen Spaß und Langeweile kommt nicht auf. Im übrigen ist das Tanzen mit den recht gut und leicht tanzenden Portugiesinnen auch nicht zu verachten, und außerdem kann man sich in dem mit verschiedenartigen Palmen und anderen Gewächsen bestandenen Garten ergehen und erfrischen. Gegen Mitternacht verläßt der Kommandant mit seinen Offizieren das gastliche Haus und kehrt an Bord zurück.

Um die Schönheiten der Insel San Miguel kennenzulernen, wird ein Tagesausflug unternommen. In Verkehrsbooten fahren wir von Bord zum Anleger in Ponta Delgada, wo Autobusse für uns bereitstehen. Durch die schmalen Gassen der Stadt geht es hinaus aufs Land. Nach kurzer Fahrt haben wir eine große Ananas-Plantage erreicht, welche unter Führung eines Portugiesen besichtigt wird. In großen Treibhäusern wird hier die Ananas gezogen; in den einzelnen Häusern können wir die verschiedenen Entwicklungsstadien verfolgen und haben so auch Gelegenheit, die Ananas in ihrem blauen Blumenkleid zu bewundern. Ein besonders großes Treibhaus enthält allein 3000 kurz vor der Reife stehende Ananasstauden. Ein kurzer Gang durch die Plantagengärten und die Verpackungsräume läßt erkennen, daß der ganze Betrieb sauber und mustergültig aufgezogen ist. Bei strahlendem Sonnenschein fahren wir weiter durch das fruchtbare Land. Halbmannsbis mannhohes aus dem vulkanischen Gestein der Insel aufgeschichtete Mauern durchziehen die ganze Insel und unterteilen sie so in lauter kleine Parzellen, welche den Azoreninseln ein typisches Gepräge verleihen. Diese Mauern verhüten, daß sich bei den allen atlantischen Winden und Stürmen offen preisgegebenen Inseln der Sturm ungehemmt über dem Land aus-toben kann und die angebauten Saaten vernichtet. Wir passieren kleine Dörfer, deren Bewohner alle einen recht ärmlichen Eindruck machen; wenn man hierbei den übergroßen Kinderreichtum betrachtet, der alle diese Flecken auszuzeichnen scheint, dann kann man sich ungefähr ein Bild davon machen, wieviel Menschen diese doch immerhin nur 747 Quadratkilometer große Insel zu ernähren hat. Ein gewisser Reichtum an Vieh aller Art scheint vorhanden zu sein und es wird auch in geringem Maße Vieh ausgeführt. An felsiger schwarzer Steilküste gelangen wir an die Nordseite der Insel; das sich hier bietende Bild der mit hoher weißer Gischt an den Felsen aufspritzenden Brandung erinnert an den schönen Felsenstrand von Puerto de la Cruz bei Drotava auf Teneriffa. Einen freundlichen Anblick bieten dann später auf der Weiterfahrt die sich stellenweise sanft zum Meer hinabziehenden Äcker und Wiesen, auf denen überall fleißige Hände bei der Arbeit sind.

In steilen Kurven windet sich die Straße den Berg hinauf, und als die

Ruppe des Gebirgskammes erreicht ist, sehen wir vor uns nur mit spärlicher Vegetation bewachsenes Geröllgebiet. Es dauert nicht lange und wir haben den Rand des Talkessels von Furnas erreicht; bei der steilen Abfahrt in das Tal schaut man wie aus einem Flugzeug auf das tief unter uns liegende kleine Städtchen, welches durch seine heißen Schwefelquellen bekannt ist. In diesem vor rauhen Winden geschützten Talkessel, in dessen oberem Teil sich ein großer Kratersee gebildet hat, nimmt die Vegetation sehr schnell wieder üppigste Formen an, und wir fahren durch grüne Gärten und Alleen. Bei den schon von weitem an dem aufsteigenden Qualm zu erkennenden heißen Schwefelquellen machen wir halt. Eine Quelle brodeln mitten auf der Straße aus der Erde, und aus der grauschlammigen Masse steigen gelblich-weiße Dämpfe auf. Eine andere sprudelt in hellem, sauberem Wasser hervor, und bei anderen wieder pufft der heiße, weiße Dampf aus Felspalten, und man kann nur in der Tiefe das dumpfe Brodeln vernehmen. Neben diesen heißen Quellen treten auch kalte, teils schwefel-, teils eisenhaltige Quellen aus den Felsen hervor, welche einem wohlchmeckenden Mineralwasser alle Ehre machen können. In dem sehr geschmackvoll eingerichteten Hotel „Terra Nostra“ nehmen wir ein reichliches, gut zubereitetes Mittagmahl ein, zu welchem der Vino Blanco prächtig mundet und für welches wir nach deutscher Währung einen lächerlich geringen Preis zu zahlen haben. An dem rings von grünem Wald und Buschwerk umstandenen Kratersee von Furnas vorbei geht es am Nachmittag zurück nach Ponta Delgada. Der Weg führt uns jetzt an der Südküste der Insel entlang, und wir sehen eine der Küste vorgelagerte kleine Insel, welche in ihrer Form wie ein kleines Helgoland aussieht. Ziemlich rasch bricht die Dunkelheit herein; viele Portugiesen begegnen uns, welche mit hohen Lasten besackte Maultiere vor sich her-treiben oder ihre Kühe und Kälber zur Nacht in ihre Ställe bringen. Nach fast dreistündiger Fahrt haben wir Ponta Delgada erreicht und kehren befriedigt und voller neuer und schöner Eindrücke an Bord zurück. Am folgenden Nachmittag findet an Bord ein Bordfest statt, zu welchem außer der rund 20 Köpfe zählenden deutschen Kolonie 100 portugiesische Gäste geladen sind. Es klappt alles programmgemäß, und das Fest nimmt einen nach Aus-sagen von Portugiesen sehr schönen Verlauf. In der Nacht übernehmen wir von unserem Begleitdampfer „Ol“; der Dampfer verläßt dann am nächsten Vormittag den Hafen, und „Schlesien“ folgt ihm am Sonnabendnachmittag, nachdem noch am letzten Abend in Ponta Delgada beim deutschen Konsul ein netter Ball mit reger Beteiligung von portugiesischer Seite statt-gefunden hatte.

Am 12. November verläßt „Schlesien“ Ponta Delgada und mit fast rein südlichem Kurse steuert das Schiff den Kapverdischen Inseln zu. Es wird von Tag zu Tag wärmer, aber die Sonne läßt sich nur selten blicken und hält sich hinter Wolken verborgen. Das stark dunstige Wetter, verbunden mit sehr feuchter Luft, ist in diesen Breiten nicht häufig anzutreffen; die eigentümliche Witterung hält bis zu den Kap Verden an. Auf funken-telegraphische Bitte ändern wir kurz vor Erreichen der Kap Verden unseren Kurs und laufen Porto Grande auf der Insel San Vincente zur ärztlichen Hilfeleistung an. Für drei Stunden ankern wir im Hafen, und die „alten“, „Schlesien“-Fahrer“, welche die letzte Reise mitgemacht haben, betrachten sich von Bord den „schlafenden Riesen“ und den Ort, den sie vor einem Jahr

für eine Woche besuchten und der sich durch besonders heißes und sonniges Wetter auszeichnete. Jetzt ist davon nicht so viel zu spüren, und die Berge im Innern der Insel sind mit tiefhängenden Wolken verhangen, so daß die trostlose Einöde der kahlen Berge kaum zutage tritt.

Nach diesem kurzen Besuch verlassen wir den Hafen zur Weiterfahrt nach der südöstlichsten Insel der Kap Verden, San Thiago, wo wir am nächsten Morgen vor der kleinen Stadt Porto da Praia auf Reede vor Anker gehen. Von See aus sieht man am Strande einige wenige grüne Bäume zwischen den Häusern und einen kleinen Palmenhain sich aus einem Seitental ans Meer hinabziehen; die im Hintergrund aufsteigenden Berge sind kahl und erinnern an afrikanische Landschaftsbilder. Als wir am Nachmittag an Land fahren, erwarten uns dort bereits auf der Pier die Neger und bieten Apfelsinen, Bananen und Kokosnüsse zum Kauf und Tausch an. Wir unternehmen einen kurzen Gang durch die Stadt, welche einen sehr verschmutzten und wenig kultivierten Eindruck macht. Einige wenige Straßen sind mit Kopfsteinpflaster schlecht gepflastert, die Seitengassen sind durchweg ungepflastert und starren vor Dreck. Vor den kleinen und ärmlichen Behausungen hocken zahllose Negerkinder in mangelhafter Bekleidung; wenn man einmal etwas näher an diese Hütten herantritt und in die Türen schaut, so sieht man primitivste Einrichtung, wenn man überhaupt von einer solchen sprechen kann. Aber als „Zeichen von Kultur“ kann man sehr häufig eine Nähmaschine finden, die, mag sie auch noch so veraltet und klapperig sein, möglichst dicht an den Eingang gerückt ist. Mit Kindern sind die Schwarzen überaus reich gesegnet, so daß es gar nicht selten vorkommt, daß man uns einen kleinen schwarzen Bambino zum Kauf anbietet (0,50 RM. nach deutscher Währung ist der Einheitspreis!). Bei den überaus unhygienischen Wohn- und Daseinsverhältnissen der schwarzen Bevölkerung sind Geschlechts- und andere besonders in tropischen Gegenden auftretende Krankheiten an der Tagesordnung; auf den Straßen trifft man viele von solchen Krankheiten befallene Schwarze. Nach kurzem Rundgang hat man genug von all dem Schmutz und Dreck und geht zum Anleger zurück und freut sich, nicht in solchen Verhältnissen als Europäer leben zu brauchen.

Auf dem Wege zum Anleger treffen wir viele Kadetten und Seeleute mit einem Negerknaben als Begleiter, der ihnen in Säcken oder Körben Apfelsinen und Bananen zum Pier trägt, wofür als Trägerlohn dann einige deutsche Zigaretten gegeben werden. An den beiden folgenden Tagen ist es draußen sehr heiß und man zieht es vor, unter den gegebenen Verhältnissen an Bord zu bleiben, wo wenigstens die kühle Seebriese erfrischend wirkt und man schnell eine kleine Dusche unter der Seewasserbrause nehmen kann. Alle von Land zurückkehrende Urlauber bringen große Mengen von Südfrüchten mit, die sie teils für billiges Geld (für 30 bis 40 Apfelsinen zahlte man rund 50 Pfg. deutscher Währung), teils durch „Schinschen“ erworben hatten; als Tauschobjekte wurden alte Messer, Spiegel, verbrauchtes Schuhwerk, Kernseife usw. verwandt. Als die „Schlesien“ am 21. November den Hafen verläßt, ist sie der reinste Frucht dampfer geworden mit all den vielen Früchten an Bord.

Vor uns liegt nach dem Auslaufen aus Porto da Praia ein elftägiger Seetörn. Mit westlichem Kurs fahren wir jetzt quer über den Atlantischen Ozean; nur unser Begleitdampfer „Rudolph Albrecht“ folgt uns in respekt-

voller Entfernung, sonst treffen wir auf der ganzen Überfahrt kein Schiff. Seit dem letzten Hafen sind die Sonnensegel gesetzt, so daß die Sonne nicht den ganzen Tag auf dem Oberdeck brüten kann. Die Sonne-Süchtigen suchen sich aber trotzdem besonnte Plätze, um sich „pigmentieren“ zu lassen. Im Dienst wird besonders viel Artilleriedienst gemacht, da wir im nächsten Hafen unser Artillerieschießen zu erledigen haben; im übrigen wird normaler Divisionsdienst betrieben.

Die Eigenarten einer Auslandsreise bringen es mit sich, daß in den angelaufenen Häfen die Zeit für die Ausbildung der Besatzung naturgemäß meist sehr knapp, wenn nicht sogar teilweise überhaupt nicht vorhanden ist, da die verschiedenen Veranstaltungen und mannigfachen Verpflichtungen des Schiffes die Zeit voll ausfüllen. So werden also die zwischen den einzelnen Häfen liegenden Seetörns fast ausschließlich zur Ausbildung des gesamten Schiffes mit seiner Besatzung ausgenutzt. Diese Ausbildung teilt sich in zwei große Gruppen: einmal den Divisionsdienst, bzw. Sonderdienst der Kadetten, zum anderen den Gefechts- und Klarschiffdienst, und wird in Zeiten ohne politische Spannungen etwa folgendermaßen durchgeführt: In der ersten Hälfte der Reise steht die divisionsweise Einzelausbildung der Besatzung im Vordergrund. Sie umfaßt die gesamte seemannische Ausbildung des seemannischen Personals im einzelnen wie im Rahmen des Schiffes, bzw. die technische und fachliche Ausbildung des technischen und des Fachpersonals. Eine Sonderstellung nimmt hierbei die Kadettenausbildung ein, die ja eine Hauptaufgabe der Reise ist: sie geht über den allgemeinen Rahmen der Einzelausbildung der seemannischen und technischen Divisionen hinaus und erstreckt sich bereits jetzt auf viele Gebiete, welche der Kadett später als Vorgesetzter einmal beherrschen muß und die dann bei den Fähnrichen auf der Marineschule in Würwid vertieft und erweitert wird. Parallel zu dieser Divisionsausbildung läuft für das seemannische Personal die Ausbildung auf Gefechtsstationen, denn gewöhnlich sind bis zur Mitte der Reise die Artillerieschießen des Schiffes zu erledigen, wobei die Ausbildung an den Geschützen, in den Artillerie-Rechenstellen, an den Scheinwerfern und in der Befehlsübermittlung beendet sein muß.

Als Abschluß der Ausbildung des Schiffes tritt in der zweiten Hälfte der Reise an Stelle des einfachen Gefechtsdienstes der sogenannte Klarschiffdienst. In ihm soll das Endziel der Ausbildung eines jeden Kriegsschiffes erreicht werden, nämlich die Gefechts Einheit und Gefechtskraft des Schiffes im Zusammenwirken aller Waffen. Was bisher auf Einzelgefechtsstationen, bzw. auf den Manöverstationen im Maschinenbetrieb und im Lektüchierungsdienst des technischen Personals gelernt und geübt wurde, wird jetzt unter der Schiffsführung durch den Kommandanten zu einer großen Einheit zusammengefaßt. Es werden sogenannte Gefechtsbilder gefahren, bei denen durch angenommene Treffer, die selbst und in ihren Auswirkungen zeitlich und räumlich genau festgelegt sind, Ausfälle und Störungen eintreten, die beseitigt werden müssen oder besondere Maßnahmen zur Folge haben. Es werden so verschiedene Trefferbilder durchgespielt, die der Wirklichkeit möglichst nahekommen und die klarmachen, wie eng zusammen letztlich doch alles auf einem Schiff gekoppelt ist, und die einen Anhalt geben und das Gefühl dafür wecken sollen, was im Ernstfall von jedem einzelnen auf seiner Station zu veranlassen ist.

Während dieses Seetörns über den Atlantik verlebe ich meinen vierten Geburtstag bei der Marine auf 13° Nord und 39° West an einem schönen und sonnigen Tage. Allmählich haben wir die äquatoriale Regenzone erreicht, und kräftige Regengüsse ergießen sich über das Schiff. Zu nächstlicher Stunde werden oft die an Oberdeck schlafenden Soldaten in ihren Hängematten vom Regen überrascht und flüchten dann schleunigst mit ihren Klamotten unter Deck; und das wiederholt sich jede Nacht, denn erstens hoffen alle, daß es vielleicht in der kommenden Nacht mal klargehen möge, und zweitens ist es in den Kasematten erheblich warm, so daß meistens für das Schlafen an Oberdeck eine gestörte Nachtruhe gern in Kauf genommen wird.

Am Morgen des 1. Dezember kommt zum erstenmal Land in Sicht. Es tauchen vor uns die noch teilweise von Wolken verhangenen Berge der Insel Trinidad auf; dichter, grüner Wald zieht sich bis an das Meer hinab, welches in weißer Gischt an dem felsigen Gestade brandet. Wir gehen in der Bucht von Chacachacare, einer zwischen Trinidad und dem Festland liegenden Insel, vor Anker, um von unserem Begleitdampfer Öl und Proviant zu übernehmen und das Schiff einlauffklar zu machen. In einer Entfernung von rund drei Seemeilen von Land gehen wir am Morgen des 2. Dezember vor Port of Spain, der Hauptstadt der Insel, vor Anker. Wir müssen deshalb so weit draußen liegen bleiben, weil hier die Küste sehr weit hinaus flach und versandet ist. Außer uns liegen noch einige Handelsdampfer und Küstensegler im Hafen. In den engen und wenig sauberen Straßen der Stadt herrscht ein reger Geschäftsbetrieb. Man sieht auf den Straßen neben Negern sehr viele Inder und Inderinnen. Man hat in der Stadt ein typisches Bild einer südlichen Hafenstadt vor sich; überfüllte Gassen mit sich stoßenden Menschenmassen, vor den Häusern hochende, nicht mit irgendwelchen Arbeiten beschäftigte, sondern vor sich hindösende Farbige, vor einigen mit schreienden Reklamen ausgestatteten Kaufhäusern kreischender Lärm und zuletzt ein nicht zu beschreibender süßlicher, unangenehmer Gestank. Das Innere der Stadt bietet keine Sehenswürdigkeiten; in den nach dem Gebirge zu gelegenen Stadtteilen befinden sich die Wohnungen der Weißen, welche in dem hübschen leichten Stil der Tropenhäuser gehalten sind.

Wir bleiben über das Wochenende in Port of Spain und laufen am Montagmorgen zu unserem diesjährigen Abkomm- und Kaliberschießen aus. Vom Montag bis Donnerstag erledigen wir im Golf von Paria unsere sämtlichen Schießübungen bei denkbar günstigstem Wetter; als Scheibenschlepper fungiert wieder unser Begleitdampfer. Freitagnachmittag laufen wir wieder nach Port of Spain ein, wo während unserer Abwesenheit der moderne amerikanische Kreuzer „Phönix“ gelegen hat. An diesem Wochenende bin ich wachfrei und habe so Gelegenheit, das Innere der Insel Trinidad etwas näher kennenzulernen. Am Sonnabend nehme ich an einem Tagesausflug teil, welcher nach dem rund 40 englische Meilen von Port of Spain entfernten Strand von Manzanilla führt. Mit Autobussen geht es durch die Außenbezirke der Stadt, wo meist in kleinen Einzelhäusern die etwas begüterten Schwarzen wohnen; vor allen Häusern ist viel frisches Grün zu finden; es bedarf weiter keiner Pflege und wächst den Leuten nur so zu. Durch einige Ortschaften kommen wir auf der Fahrt quer

durch die ganze Insel und sehen häufig Inderinnen mit einem langen, weichen Kopftuch, welches wohl ein letzter Überrest der einstigen Schleier ist. Die Tücher werden auch in der Form eines Schleiers gearbeitet und beim Tragen vorn und hinten durch den Gürtel gehalten. Wir fahren durch ausgedehnte Palmenhaine und üppigste Tropenlandschaft. Unter den Palmen stehen von Zeit zu Zeit primitive Lehmhütten von Negern, die mit trockenen Palmenwedeln bedeckt und aus Bambusrohr und weißem Lehm errichtet sind. Nach fast zweistündiger Fahrt haben wir Manzanilla erreicht; in den Autos ziehen wir rasch unser Badezeug an und laufen durch die Palmen an den weißen Strand und hinein in die kühle Brandung. Die Bai von Manzanilla ist eine einsame weite Bucht mit kilometerlangem schönen Strand, der von Kokospalmen umstanden ist. Sehr bald strebt man nach erfrischendem Bad den Palmen zu und schlägt sich Kokosnüsse von Bäumen, um den kühlen Saft daraus zu trinken. Zwei Neger haben wir bald entdeckt, die uns mit ihren scharfen Macheten mit großer Geschicklichkeit die Kokosnüsse vom Saft befreien und öffnen; mit viel Vergnügen genießen wir so diese Früchte, welche wir in Europa meist nur wegen des Fleisches essen. Ein jeder findet Zeit, hier in völliger Ungebundenheit in die Wildnis vorzustößen und kleine Entdeckungen zu machen oder sich am Strand und im Wasser auszutollen. Bevor wir wieder an Bord zurückkehren, erfrischt ein kurzer, aber heftiger Tropenregen die Natur, so daß wir in unseren Autobussen auf der Rückfahrt nicht mehr so unter der drückenden Schwüle zu leiden haben.

Für den ganzen Sonntag ist vier Offizieren des Schiffes ein Privatwagen mit Chauffeur zur Verfügung gestellt, und am frühen Morgen fahren wir zur Pier, um mit diesem Wagen loszufahren. Zunächst lassen wir uns an die Macqueripe-Bai fahren, wo wir ein Morgenbad nehmen. Dieser Strand liegt in einer von bewaldeten Felsen engumschlossenen Bucht und bietet ganz andersartige Reize als der weite, offene Strand von Manzanilla. Nachdem wir uns hier genug gesonnt und erfrischt haben, fahren wir an großen Grape-Fruit-Plantagen vorbei auf schattigen Alleen durch den bergigen Nordzipfel der Insel. Langsam lassen wir uns kreuz und quer durch diese schöne und fruchtbare Insel fahren und haben unsere Freude an all der bunten Blütenpracht. Mit Recht nennt man diese Insel auch „The Land of the Humming-Bird“, denn oft sehen wir die bunten Kolibris und andere tropische Vögel zwischen den Zweigen flattern. Einmal steigen wir noch für längere Zeit aus, um zu Fuß nach dem vielgenannten „Blue-Basin“ zu laufen. Auf schmalen Pfad steigen wir durch Kakaoanpflanzungen und Bananen- und Apfelsinenhaine aufwärts und gelangen zu einer Schlucht, an deren Ende ein zwanzig Meter hoher Wasserfall herniederrauscht. Das Wasser kommt zwischen den Wurzeln großer Urwaldbäume und unter langen Lianengewächsen hindurch und hat ein kleines Bassin gebildet, in dem es sich in dem kühlen Süßwasser angenehm baden läßt — ein wirklich idyllischer Platz, umgeben von üppigstem Tropenwuchs! Weiter fahren wir über „The Saddles“ in grüne Täler mit groß angelegten Plantagen aller Art, und das Auge wird nicht müde, die dauernd wechselnden Stimmungen und Bilder in sich aufzunehmen. Zum Abschluß fährt uns unser Fahrer auf einen hochgelegenen Aussichtspunkt, von welchem aus sich ein schöner Rundblick über einen großen Teil der Insel bietet. Dieses landschaftlich so reiz-

volle, in seiner reichhaltigen Flora prangende Land zeigt sich uns an diesem sonnigen Sonntag in seiner milden und weichen Schönheit, die für tropische Regionen ein typisches Merkmal ist.

Am letzten Tage in Port of Spain findet das übliche Bordfest statt, und im Anschluß daran geht es in den „Country-Club“, wo wir in nettem Kreise noch einige Stunden verleben. In der Frühe des nächsten Tages gehen wir Anker auf und fahren nach dem kleinen Hafen Brighton, in dessen unmittelbarer Nähe sich der in aller Welt bekannte „Pitch Lake“ befindet. Wir ankern vor Brighton, und in einzelnen Törns wird die gesamte Besatzung an Land gebracht, um allen die Gelegenheit zu geben, diesen Pechsee zu sehen. Er ist rund einen Kilometer im Durchmesser groß und besteht aus reinem Asphalt, der aus der Erde hervortritt. Die Pechmasse des Sees ist 60—70 Meter tief und kann noch ungefähr 60 Jahre lang ausgebeutet werden. Man kann auf der Pechmasse herumlaufen, da diese fast fest ist. Mit Hacken wird von den Negern das Pech losgehackt und in Loren zu den Kesseln gefahren, in denen es durch Dampf erhitzt wird und dann in flüssigem Zustand in die bereitstehenden Fässer fließt. An einigen Stellen ist das Pech weicher, so daß man langsam in der schwarzen Masse einsinkt, wenn man längere Zeit auf ein und derselben Stelle stehen bleibt. Die ganze Teermasse ist in dauernder Arbeit und quillt gewissermaßen von unten immer neu nach und ebnet dadurch den See stetig wieder ein. Blasen und Luftlöcher durchziehen das Pech, aus welchem ein schwefelartiger Geruch auströmt. Die verhältnismäßig einfache Verarbeitung des Peches geschieht gleich an Ort und Stelle, und von Brighton aus wird der Trinidad-Asphalt in alle Welt verschifft, wo die Holz- oder Blechfässer mit ihrer Aufschrift „Trinidad“ sofort erkenntlich sind.

Wir verlassen nun den Golf von Paria und erreichen nach zweitägigem Seetörn entlang der venezuelischen Küste am 14. Dezember den kleinen Hafen Cumana. Daß dieser kümmerliche Ort bereits im Jahre 1521 gegründet und somit der älteste Ort im ganzen spanischen Südamerika ist, sieht man ihm heute bestimmt nicht mehr an. Die Bevölkerung ist indianischen Ursprungs mit spanischem Blut vermischt und treibt hauptsächlich Fischfang in den sehr fischreichen Küstengewässern. Die Stadt liegt an dem kleinen Fluß Manzanares, der sein sandiges Wasser in die Bucht von Cumana ergießt und aus dem Innern Venezuelas kommt. Die Umgebung der Stadt ist nicht sehr fruchtbar und wenig reizvoll; es findet sich ein kleinerer Palmenwald, aber das ist auch schon alles. Wir benutzen diesen Hafen zu Bade- und Segelausflügen, wozu er sehr gut geeignet ist, und unsere Rutter und Kraftboote sind in großem Maße zu diesem Zwecke eingesetzt. An Land ist alles sehr teuer, und so bleibt man gern an Bord, da mit dem Gelde nicht viel anzufangen ist und die Stadt niemanden lockt. Von Bord aus beobachten wir oft das komisch-plumpe Treiben der Pelikane, die sich bei Sichten eines Fisches aus ziemlicher Höhe ins Wasser plumpfen lassen und dann mit schwerfälligem Flügelschlag vom Wasser wieder auf- und mit majestätisch vorgestrecktem Kopf und Schnabel davonschlagen.

2. Teil folgt.

Wer leben will, der kämpft also, und wer nicht streiten will in dieser Welt des ewigen Ringens, verdient das Leben nicht.
Adolf Hitler.

Aus Briefen eines Seekadetten

Aus Briefen von Albert Schaufuß (Jr. 1936—Mich. 1940)

In See, am 1. Weihnachtsfeiertag 1940.

Liebe Eltern!

Euren Brief vom 14. 12. bekam ich gerade noch gestern, d. h. eigentlich ja heute, denn es war ½2 Uhr früh. Bei uns hat Weihnachten nämlich erst sehr spät angefangen. Wir sind gestern gegen Abend erst von Kriegsfahrt wieder vor Anker gegangen. Weihnachtlich war uns allen noch nicht so recht zumute, die fünf Tage vorher waren wir nur einmal kurz in die Kojen gekommen. Es wurde dann aber bald besser, als jede „Stube“ einen kleinen Christbaum bekam, zirka 50 Zentimeter hoch, und es zum Abendbrot Gänsebraten mit Rotkraut gab! Ganz tadellos! — Überhaupt ist das Essen hier an Bord noch wesentlich besser als in Stralsund. Und dort hatte ich doch schon in den ersten acht Wochen 16 Pfund zugenommen, trotz des strammen Dienstes. An Zulage, also Wurst, Butter, Marmelade usw. bekommen wir so viel, daß selbst ich oft nicht alles essen kann — und das will schon allerhand besagen! —

Dann hielt gestern unser Kommandant noch eine kleine Ansprache über den „Sender Tulane“. Anschließend bekam jeder Mann der Besatzung vom Vater Staat einen kleinen Stollen, drei Tafeln Schokolade und einen Freßteller. Das hob die Stimmung weiter. Später kam noch Punsch dazu — kriegsstarke! — und dann noch eine Lage Bier nach der anderen. Wir wurden in unserer Stube 123 so nach und nach einmal vom Kommandanten, dann vom Ingenieuroffizier, vom Kadettenoffizier, von unserem Korporal usw. besucht. Es wurde viel geraucht und noch mehr getrunken. Gegen 1 Uhr früh kamen dann noch zehn Säcke Post für die Besatzung, die gerade erst mit der Bahn angekommen und mit dem Boot geholt worden waren. Das gab ein Hallo und große Freude! Den ganzen Abend über hatten wir Wunschkonzert über den „Sender Tulane“ mit fabelhaften Platten. Das war so ungefähr unser Weihnachten. Heute sind wir bereits wieder in See.

Daß ich auf der Durchfahrt zur See von Bremen über die Schlachtfelder Frankreichs Paris einen ganzen Tag lang mit all seinen phantastischen Sehenswürdigkeiten und Schönheiten so fabelhaft kennengelernt habe, war auch noch tüchtig Dusel; denn zwei Tage später wurde jede Durchreise durch Paris verboten.

Alles in allem gefällt es mir hier ganz groß! Ich bin auf dem schönsten und modernsten Schiff seiner Art. In jeder Stube ein Lautsprecher, Duschanlagen an Bord, fabelhafter Waschraum usw! Es ist zwar alles etwas im Preise beschränkt, aber alles tadellos. Wir Kadetten bilden eine Korporalschaft für uns. Wir haben hier an Bord eine Ausbildung vor uns, die an Vielseitigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Auch in dieser Beziehung habe ich mit meinem Kommando mächtig Glück gehabt. Wir müssen zwar mäßig lernen und werden in alle Laufbahnen der Marine eingeweiht, finden uns aber dann auch in allen Zweigen zurecht und bekommen so eine gute seemannische Grundausbildung. Wir werden hier nicht mehr als Rekruten behandelt, sondern als Kadetten, und das macht einem die ganze Sache noch angenehmer. Kriegswache schieben wir natürlich genau so mit. In dem

Gebiete, in dem wir bis gestern herumgondelten, merkt man schon ganz hübsch, daß wir bereits Dezember haben. Zur Wache (immer vier Stunden) ziehen wir uns an wie die Polarforscher, aber nach zwei Stunden ist man gewöhnlich schon ziemlich steif! Unter der blauen Uniform haben wir noch Pullover, Trainingsanzug und Schal, darüber Stzeug wie die Fischer, bei Regen mit Schlapphut (!), und große Seestiefel.

Aber auf Wache ist es doppelt interessant. Wenn am Horizont eine Rauchfahne auftaucht, ist immer große Spannung: Ist das nun ein Tommy oder ein Deutscher? Letzte Nacht begegnete uns noch ein Schiff, das hatte ein Bulley nicht abgedichtet, so daß Lichtschein nach außen drang. Wir richteten unsere Geschütze darauf und gaben dann ES. (Erkennungssignal). Wir bekamen keine Antwort, sondern gleich darauf verlosch das Licht, und es war nichts mehr zu sehen, obwohl es ziemlich bis auf eine halbe Seemeile herangekommen war. —

Allerdings kommt man auf Kriegsfahrt kaum zum Schlafen; denn da dürfen wir gar nicht unter Deck. In den fünf Tagen vor dem Fest habe ich bisher einmal in der Koje gelegen! Das Leben hier an Bord ist viel mehr als bisher auf Kameradschaft aufgebaut, auch zwischen den Vorgesetzten und Untergebenen. Wir haben es hier oft, daß ein Maat aus irgendeinem Grunde zu uns kommt, sich ein Weilchen zu uns setzt und mit uns einen Schlag reeft. Gestern saßen von 24 bis ½2 Uhr ein Bootsmaat und ein Maschinenmaat mit bei uns Kadetten und haben mit uns Weihnachten gefeiert. An Bord gibt es hier eben den unnahbaren Vorgesetzten nicht. Auch der Kommandant setzte sich mitten unter uns, eben wie ein Kamerad, und nicht wie der „Allmächtige an Bord“. Auch die alten Seeleute — wir haben hier eine ganze Anzahl Reservisten — sind nicht im geringsten irgendwie hochnäsiger gegen die Stifte (das sind wir!), sondern zeigen und helfen uns, wo nur irgendwie Gelegenheit ist; denn was fachmännische Sachen anbetrifft, sind wir mit unseren kaum zehn Tagen Seedienst doch alle noch Landratten. Überhaupt der ganze Betrieb hier imponiert uns allen mächtig, wenn er auch oft etwas anstrengend ist.

In See, 30. Dezember 1940.

Gestern hatten wir Landurlaub. Von außen machte die Stadt einen ganz großartigen Eindruck, fabelhafte Bauten, großartiger Hafen usw. Aber als wir uns den Vogel näher betrachteten, waren die großen Bauten französische Militäranlagen, alles andere war zwar großstadtmäßig, aber furchtbar schmutzig. Interessant waren die Befestigungen der Küste und des Hafens. Allerdings schon alt, sie mochten ungefähr um 1900 entstanden sein. Wir haben fast den ganzen Nachmittag gesucht, bis wir ein anständiges Lokal fanden, wo man eine gute Flasche Wein trinken konnte. Ein Haufen Bars, ganze Straßen, ein Haus neben dem anderen, nur dunkle, dreckige Spelunken, das war so der Eindruck, den wir hatten. Schließlich erfuhren wir, daß es in dieser Riesenstadt z w e i anständige Restaurants gibt. Die waren allerdings tadellos! Sonst war überall das einzige, was einen halbwegs guten Eindruck machte, die Bedienung. — Ich hätte gar nicht gedacht,

daß man die bretonische Volkstracht noch so oft sieht, sie ist etwas ähnlich der Spreewäldertracht.

Als wir an Bord zurückwollten, bzw. mußten, war inzwischen starke See aufgekommen und unser Schiff lag auf Reede, also ein ganzes Stück vor dem Hafen. Als wir aus dem Hafengebiet, das ja durch die Rais ziemlich geschützt ist, herauskamen, wurde unser Motorboot so hin- und hergeworfen, daß wir wieder den Schuß des Hafens auffuchen mußten, um nicht zu kentern. Dort erwischten wir dann nach zweistündigem Warten einen Schlepper, der uns an Bord brachte. Da mußten wir nun die Bordwand an Jakobsleitern hochentern, da das Fallreep wegen der See eingeholt war, der Kommandant und ein Teil der Offiziere mit, alle der Reihe nach! Die meisten der Mannschaften standen etwas unter Alkohol, so daß das ein schwieriges Manöver bei diesem Seegang war!

In See, 31. Dezember 1940.

Jetzt ist es ½12 Uhr nachts, eben wird durch den Rundfunk bekanntgegeben: „Badschaffer für jeden Mann zwei Pfannkuchen und Punsch abholen!“ Die Gefahr hat sich scheinbar gelegt, da wir doch noch Alkohol bekommen. Na, da kann man wenigstens zünftig in das neue Jahr hineinsiegeln! Wie verlebt Ihr heute zu Hause Silvester? Hört Ihr auch im Radio die besten Tanzkapellen Deutschlands? Gestern haben wir Zigaretten für die nächsten zehn Tage bekommen, pro Mann 95 Stück! Die langen bei mir bald für zehn Wochen! Aber andere rauchen wesentlich mehr, da langen zehn Stück am Tage nicht! Eben war noch mal einer von uns in der Kombüse und hat noch ein paar Pfannkuchen „organisiert“! Wir, die Stifte, werden nämlich von allen mächtig verwöhnt, und die älteren Reservisten bemuttern uns immer mächtig. So ist eine solche Ausnahme nur möglich. Allerdings war ein Teil dieser Pfannkuchen mit Senf gefüllt! Zum Glück hatten wir sie — schon Böses ahnend — durchgeschnitten. Diese „besseren“ Stücke haben wir wieder zusammengeklebt und in die Unteroffiziersmesse geschmuggelt. Dort sind sie alle blau, so daß es gar nicht auffällt, daß die Pfannkuchen bereits durchgeschnitten sind.

2. Januar 1941.

Heute haben wir den ganzen Tag lang schon einen mächtigen Schneesturm, es wird auch jetzt jachte kälter bei uns. Übrigens haben wir heute wieder mal gesehen, daß die Tommys doch verfluchten Schneid haben! Heute mittag ½12 Uhr kam ein englisches Flugzeug in die Bucht, in der wir gerade liegen, im Tiefflug nur wenige Meter über Wasser und flog mitten zwischen einer Reihe von Vorpostenbooten und anderen Hilfschiffen aus allen Rohren feuernd hindurch. Da ziemlicher Schneesturm war, wurde es erst spät gesichtet. Wir Kadetten hatten gerade Navigationsunterricht, ein Deck tiefer als die Fla-Geschütze, an denen wir zur Zeit ausgebildet werden. Als wir Fliegeralarm hörten, waren wir sofort am Geschütz und warteten, daß Feuererlaubnis gegeben wurde. Wir sind zwar nicht die Bemannung für das Geschütz, waren aber zuerst da, und da wurde eben scharf geladen...

Angriff der 7. Kompanie bei St. Masmes

Von Oberleutnant und Kompaniechef Dr. Holm M a n n s c h a s
(Ufr. 23)

11. 6. 1940, zweiter Tag nach dem Übergang über die Aisne, erster Tag der Verfolgung, die uns noch tief nach Frankreich hineinführen sollte.

Bis Mittag war alles glatt gegangen. Die Suippe war in dem böse zugerichteten Isles sur Suippes auf einem schnell geschlagenen Steg neben der gesprengten Brücke überquert worden, und schon tastete sich die 7. Kompanie als Spitze des Regiments in südostwärtiger Richtung weiter, zunächst auf Heutréville. Noch kurz vor dem Dorfe passierten Radfahr-Schwadronen der Divisions-Aufklärungsabteilung die Spitze, wir selbst wurden beim Eintritt in das Dorf, dessen Hauptstraße durch eine Minen- und je eine Wagen- und Mauer Sperre verbarriadiert war, abgestoppt. Das dritte Bataillon sollte wohl nach vorn gezogen werden. Aus einem weiteren Vormarsch auf der Straße wurde aber nichts. Schon trafen die Meldungen der Aufklärungsabteilung ein, daß das nächste Dorf, St. Masmes, von offenbar stärkerem Feind mit zahlreichen MG. und geschickt eingebauten Panzerabwehrwaffen hartnäckig gehalten werde und alle Umgehungsversuche bisher erfolglos geblieben seien. Auch das übernächste Dorf, Epoye, werde vom Feind gehalten. Panzerspähwagen und berittene Einheiten der Aufklärungsabteilung passierten uns. Um uns irgendwie nützlich zu machen, versuchten wir inzwischen, die Minensperre zu sprengen, was uns mit unseren einfach auf die Minen gestellten Handgranaten allerdings nur unvollkommen gelang. Alles Pionierähnliche war ja in Isles sur Suippe zurückgelassen worden, um den Steg zu vervollkommen. Da uns nichts zu tun übrig blieb, wurden die aufgestellten Sicherungen verstärkt, ein Spähtrupp gegen St. Masmes aufgestellt, und bald schief alles, was von der Kompanie nicht eingeteilt worden war, schnell und fest.

Inzwischen war das 3. Bataillon gegen St. Masmes eingesetzt worden, um den Weg für die weitere Verfolgung freizumachen, blieb aber im starken Abwehrfeuer aus dem Dorfe liegen. Unser Spähtrupp brachte kein neues Aufklärungsergebnis. Er war schon auf mittlere Entfernung von St. Masmes aus angeschossen worden, war bei erneuten Versuchen immer wieder in Feuer geraten und brachte einen Verwundeten mit zurück. So ergab sich endlich für uns ein neuer Auftrag: Eine rechts der Marschstraße gelegene beherrschende Waldkuppe sollte erreicht, und von dort aus — wie, war zunächst noch nicht befohlen worden — der Angriff des 3. Btl. unterstützt und wieder in Fluß gebracht werden. Obwohl der Weg auf die Kuppe vom Feind einzusehen war, blieben wir ungeschoren. Schon hatte das Bataillon, die 7. Kompanie vorn, die befohlene Höhe fast erreicht, als der Kompanieführer durch Kradmelder ins Dorf zum Bataillons-Gefechtsstand zurückgerufen wurde. Dort ergaben sich neue Befehle: Das Bataillon sollte sofort linksrum machen und mit 7. Kompanie rechts, 6. Kompanie links und 5. Kompanie hinter dem offenen rechten Flügel als Seitensicherung gegen das besetzte Epoye durch den sich quer zur Angriffsrichtung hinziehenden bewaldeten Grund des Ruiffeau d'Epoye die auf der jenseitigen Höhe liegende Chaussee Epoye—Pont Favarger erreichen. Angriffsbeginn eine

halbe Stunde später. Die Führer der anderen Kompanien waren zur Befehlsausgabe nicht zugegen gewesen, ihnen sollte der Befehl en passant durch den Führer der 7. Kompanie mitgeteilt werden.

Inzwischen hatte die ungeheure Hitze ihre Entladung in einem Gewitter gefunden, das von einem wolkenbruchartigen Regen begleitet war. Die Zeit drängte, der Fahrer wartete — also hinaus in den Gewitterregen! Der an sich schon in jämmerlicher Verfassung befindliche Feldweg war ein reißender Bach geworden. Was aus dem Wasser ragte, war glitschig und verursachte die ersten zwei Stürze trotz langsamsten Tempos. Als der Fahrer darauf die Fahrt im Wasser vorzog, geriet er in ein tiefes Loch und stürzte zum drittenmal. Der vierte Sturz erfolgte bei dem Versuch, seitlich im Feld zu fahren. Die Maschine rutschte einfach weg. Also nach Hause mit ihr und zu Fuß weiter! Man war ja sowieso nach knapp fünf Minuten Fahrt bis auf die Haut durchnäßt, außerdem waren die Stiefel vorteilhafterweise von obenher vollgelaufen. Nun störte das Schlammbaden auch nicht mehr. Sofort vom Wege aus angestellte Erkundigungen nach dem Verbleib der anderen Kompanien ergaben, daß keiner sie gesehen hatte. Manche gaben unklare Richtungen an. Als der Kompanieführer schließlich bei der Kompanie eintraf, die sich als Igel gesichert hatte, waren noch fünf Minuten bis Angriffsbeginn. Kurze Befehlsausgabe an die Zugführer und Führer der unterstellten Waffen — ein Zug sMG., eine Gruppe sGrW., ein Zug sG. —, zwei Kompanietrupp-Melder mit den Hauptpunkten des neuen Angriffsbefehles an die anderen Kompanien in Marsch gesetzt, Feststellung und Ausgabe der Kompaßzahl für die Angriffsrichtung, und schon wurde angetreten. Im gleichen Moment meldete sich, freudig begrüßt, der Führer des zugeteilten Funktrupps. Die Freude legte sich sehr bald, als er meldete, daß sein Gerät seit dem Gewitter aus irgendwelchem Grunde unbrauchbar sei.

Es war inzwischen 20 Uhr geworden. Nach dem Gewitter hatte es sich nicht wieder aufgeklärt, die Wolken hingen tief, ein trüber Dunst erschwerte die Sicht. Das Fernglas, durch die verschiedenen Stürze völlig verbrockt, war mangels eines trockenen Fadens nicht klar zu kriegen. Es fing wieder an zu regnen. Vom Waldrand aus ein Blick ins Angriffsgelände: Erst eine Senke, nach 300 Meter ein sanft ansteigender Querhang. Dahinter mußte es hinunter ins Bachtal gehen. Baumkronen waren undeutlich zu erkennen, dahinter im Dunst auf der Höhe das Angriffsziel, die Chaussee. Halblink vorwärts Gefechtslärm und weiße Signalfatronen: Der Kampf um St. Masmes. Von den anderen Kompanien nichts zu sehen. Sie hatten offenbar den Angriffsbefehl nicht bekommen. Am Hang 300 Meter geradeaus schien kein Feind zu sein. Also erst einmal bis dahin! Angerupft kamen wir an, aber schon pfiß die erste MG.-Garbe von unten herauf, erst von links, dann auch von rechts. Zwei MG. aus der Mitte schlossen sich an. Also da unten saßen sie. Vom Hang aus abfallendes Gelände, Getreidefelder, Rübenfelder und unten der bewaldete Bachgrund. Von dessen Rande und aus den Feldern davor pfiß es herauf, immerhin noch knapp 2000 Meter entfernt. Feuerbefehle an die schweren Waffen: sMG.-Zug eine Gruppe am rechten Flügel, eine am linken Flügel, Ziele die Baumkronen und die MG. am Waldrand, Angriffsunterstützung, bis Kompanie die vor dem Bachgrund verlaufende Straße Epoye—St. Masmes erreicht hat, dann nach-

schwungen. Schwere Granatwerfer Feuer frei, sobald MG.-Nester am Dachgrund erkannt, mit MG.-Zug zusammen nachschwungen; gleicher Auftrag an JG.-Zug. Feuereröffnung der 1. MG. auf Pfeifensignal, mit Feuereröffnung Vorbrechen der vorderen Züge.

Es ging alles wie im Manöver. Die 1. MG. meldeten Feuerbereitschaft, Pfiff, schon rasselten die ersten Gurte heraus, schon waren die Züge über dem Hang, dem etwa 200 Meter entfernten ersten Angriffsziel zu. Sofort setzten aber auch die MG. unten vom Waldrand ein. Das hohe Getreide bot gute Deckung, in kurzer Zeit war das Ziel erreicht. Kurze Pause, dann das nächste Angriffsziel, wieder gesprungen, kurz verschnauft, wieder gesprungen. Schon waren die Einschläge unserer schweren Granatwerfer in der Nähe der feindlichen MG. zu sehen. Auch die Abschüsse der zwei JG. waren zu hören. Dazu die 1. MG., ein Gurt um den anderen — das alles gab einen ungeheuren Auftrieb. Wie die Hasen tauchten die Leute aus dem Korn auf, braussten ein Stück bergab und waren wieder verschwunden. Eine feste MG.-Bedienung tauchte auf, schon hatte der Schütze 2 das MG. auf der Schulter, fünf kurze Feuerstöße, schon waren sie wieder weg. Der rechte Zug mußte über eine kleine Erhebung, deutlich waren die Schützen im Kartoffelfeld zu sehen. Schon hartete eines der französischen MG. flankierend hinein; beim Weiterpringen sah man, daß mehrere sich nicht mehr erhoben. Verdamm! — sollte die Garbe so gut gefessen haben? Nur weiter, runter von der Höhe! Fünf bis sechs Franzosen sprangen nur etwa 200 Meter vor uns aus dem Feld hoch und rannten auf den Wald zu. Stehend freihändig wurde hinterher gehalten. Schon war in dem atemberaubenden Tempo die Straße Epoye—St. Masmes erreicht. Nur noch 200 Meter bis zum Waldrand. Kurzer Stopp. Der 1. Zug, der die rechte Flanke gesichert hatte und dichtauf gefolgt war, wurde durch den 2. Zug, der starke Verluste gehabt zu haben schien, nach vorn gezogen. Kurze Befehle für den Einbruch. Seitengewehr aufpflanzen, Schanzzeug und Handgranaten fertig! Und dann mit wildem Hurra-Gebrüll ran an den Grund!

Kein Gegner regte sich mehr, unsere MG. hatten pünktlich aufgehört. Tiefe Dunkelheit empfing uns beim Eintreten in den Grund, und Wasser, Morast, Sumpf und wieder Wasser, immer tiefer. Dazu das schaurige Hurra-Gebrüll, das nicht mehr von Menschen zu stammen schien. Dazwischen das laute Platzen der sich im Dunkeln durchs Wasser vorarbeitenden Männer. Immer rin bis an die Brust, wir waren ja ohnehin schon vorher völlig naß gewesen. An Uhren, Papiere und sonstige Sachen, die an sich nicht naß werden sollen, dachte keiner mehr. Wenn nur die Waffen und die Munition trocken blieben. Dazu ein Dickicht, schlimmer als in einem Urwald. Dicke Äste schwammen umher, offenbar von den Einschlägen unserer schweren Waffen heruntergeschlagen. Alles feuerte sich gegenseitig mit dummen Wizen an. Wer im Dickicht etwas von den anderen abgekommen war, schrie besonders laut Hurra und fand sich dann an die nächsten Brüller wieder heran. Schon wurde es leichter und auch etwas heller, schon traten die ersten aus dem Grund heraus. Das Gelände stieg weiter an, Felder zogen sich den Hang hinan, vereinzelte Waldstücke tauchten auf. Oben mußte die Chaussee sein, das befohlene Angriffsziel. Ein Hang bot etwas Deckung. Schnell wurden die Züge gesammelt und geordnet. Die beiden vorderen Züge hatten außer zwei Verwundeten keinerlei Verluste. Das gab neuen

Auftrieb. Und kein Franzose zu sehen! Wo die bloß hingelaufen waren? Es gab keine Zeit zu verlieren. Für einen Gegenangriff standen wir denkbar ungünstig. Also weiter! Die Stimmung war übermütig. So völlig naß zu sein, war etwas Neues. Manche rollten sich auf den Rücken, um das Wasser aus den Stiefeln laufen zu lassen, und freuten sich wie die Schneekönige, daß es ihnen in den Hosensbeinen hinauflief. Schon hatten wir die Hälfte des Hanges überschritten und näherten uns der Höhe. Noch immer kein Franzose. Die schienen nichts mehr vorzuhaben.

Es dunkelte rasch. Im Schein eines brennenden Strohdienens rechts von uns war plötzlich eine in gleicher Richtung vorgehende Truppe gesichtet worden. Sollten die Franzosen etwa versuchen, uns so zu entkommen? Schnell nach dem rechten Flügel hinüber. Ein paar Gefangene hätten uns ganz gut zu Gesicht gestanden. Bei näherem Zusehen waren es aber deutsche Helme. Endlich war der Kompanieführer gefunden. Es war eine Kompanie unserer rechten Nachbardivision mit dem gleichen Angriffsziel wie wir. Sie hatten mehr Glück gehabt als wir und eine Anzahl Franzosen, die offenbar in unserem Streifen ausgerissen waren, erwischt. Die Straße Epoye—Pont Faveraer und damit das Angriffsziel war erreicht. Die Kompanie grub sich ein und sicherte sich, froh, wenigstens nach rechts angelehnt zu sein. Die Freude dauerte nicht lange: Die Nachbarkompanie, die ebenfalls durchs Wasser gegangen war und gleich uns gehörig fror, zog es vor, in Epoye Quartier zu suchen. So wurde eben ein Igel gebaut. Wesentlich schmerzlicher war, daß der 2. Zug vier Tote und drei Verwundete meldete. Noch in der Nacht trafen die anderen Kompanien des Bataillons ein. So konnten wenigstens einige Sicherungen gespart werden. Zu einem richtigen Schlaf reichte es aber trotz der Müdigkeit nur bei wenigen. In nassen Sachen schläft es sich eben unter freiem Himmel nicht besonders gut.

An der Marne 1940

Von Oberleutnant und Kompaniechef Herbert Haackenschmidt
(Afr. 29)

Der 13. Juni 1940 ist ein heißer, drückend schwüler Tag, wie schon alle Tage vorher. Von unseren beiden Schwesterregimentern ist am Abend vorher die Pariser Schutzstellung durchbrochen worden. Der Weg nach Frankreichs Hauptstadt, nach der Marne, ist frei.

Am Feind bleiben heißt es, und wir treten am 13. Juni 1940 morgens zur Verfolgung an. Die 5. Kompanie hat die Spitze der Division mit Marschziel Marne ostwärts Paris. Ein stolzes Gefühl, Wegbahner zu sein. Endlich sind wir vorn, sind einmal die ersten am Feind. Doch das Ziel ist noch weit. Werden wir wieder um den Erfolg betrogen und marschieren nur? Motorisierte Artillerie rollt, uns überholend, vorbei, sie folgt den Radfahrern der Aufklärungsabteilung, die schon bei unserem Auftreten vorbeizogen. Wir marschieren durch die großen Wälder nordostwärts Paris, vorbei am Nachbar-Regiment, das nach dem Kampf um die stark besetzte Stellung gerade beim Sammeln ist. Vorwärts, nur vorwärts, alles ist

feindfrei. Schritt um Schritt, Kilometer um Kilometer. Das freigemachte Gerät drückt, die Kästen der Granatwerfer, das schwere Eisen der Panzerbüchse, die Maschinengewehre, sie lasten auf uns Infanteristen, die wir vorwärts müssen. Der Schmerz der Füße und Schultern nagt an den Nerven. Nein, nicht locker lassen, es gibt keine Pausen! Schneller wird das Tempo. Das Herz treibt das Blut durch die Adern, die Lunge stöhnt. Ach, wie schwer ist es doch für uns! Weit vor uns schießt schon die Artillerie. Wir dürfen heute nicht zu spät kommen. Durch kleine Ortschaften, zerstört, verlassen, durch Gründe, über Hügel und Felder führt unser Weg zur Marne.

Der Regimentskommandeur ist vorn bei uns, er gibt uns das Ziel. Unser Bataillonskommandeur ist schon voraus. Dort ist schon das Tal der Marne. Ergriffen und voller Bewunderung für unsere Väter ziehen wir vorbei an einem Friedhof des Jahres 1914. Es sind Holzkreuze, deutsche Kreuze. Hier hat sich die Schlacht an der Marne dicht bei Paris entschieden. Unser Unglück 1914, der Stolz der Feinde Frankreich und England. Ein hohes, prahlerisches Monument nordostwärts von Meaux zeugt von ihrer Siegesfreude. Wir ziehen dran vorbei. Paris soll man von hier aus sehen. Die Sonne steht schon tief im Westen. Von Büschen und Bäumen umsäumt, liegt dieser deutsche Schicksalsfluß vor uns. Ganz friedlich ist alles. Nur links von uns hört man leichtes MG.- und Gewehrfeuer und ab und zu einen Abschluß eines Geschützes.

Weit auseinandergezogen in Reihe zieht sich die Kompanie über die flachen, baumlosen, langgedehnten Uferhöhen hinab ins Tal. Das Bataillon ist etwas links von uns. Es ist einen anderen Weg marschiert. Ich reite voraus, um wieder Anschluß zu bekommen und zu erfahren, was heute noch werden soll. Dort vorn in dem Wald muß der Major sein. Aber es schlagen doch Granaten dort ein in dichter Folge: Rauch und Dunst stehen über dem Wald. Sind das eigene Truppen? Was ist das nur? Am Weg treffe ich Leutnant S. „Das Bataillon ist noch weit zurück und angehalten worden“, sagt er mir. „Kompanie hier anhalten! Auseinanderziehen! Ich reite voran“, lautet mein Befehl.

Vorn am Westausgang von P. ist eine Brücke über den Marnekanal. Die Räder von unserem Radfahrerzug liegen herum. Die 14. Kompanie ist auch schon da mit einigen Geschützen. Eben geht eine Panzerabwehr-Kanone in Stellung und jagt mit heiserem Bellen einen leuchtenden Gruß hinüber in die Waldecke jenseits der Marne. Maschinengewehre taden, langsam, bedächtig. Uha! Das sind französische! Wo stecken sie nur? Aus dem Dorfe vor uns surren die Querschläger über den Kanal. Es ist ja noch besetzt! Und jetzt sausen wieder rechts von uns Granaten in den Wald. Das sieht gar nicht rosig aus.

Aufrecht, sich selbst nicht schonend, steht der Major auf der Brücke und gibt seine Befehle. Ich komme gerade zurecht. „Das Bataillon gewinnt noch heute die jenseitigen Uferhöhen. 5. Kompanie greift als erste an.“ Das gibt Kraft und Spannung. Es muß uns gelingen. Das wird der Tag der

Ich baue auf die beste Wehrmacht der Welt. Sie ist zahlenmäßig stark, waffenmäßig aufs höchste gerüstet, führungsmäßig in einer besseren Verfassung als jemals zuvor. Wir haben ein junges Führerkorps, das zum größten Teil nicht nur kriegserprobt, sondern, ich darf wohl sagen, ruhmbedeckt ist. Adolf Hitler am 24. 2. 1941.

Fünften! Doch wie an den Fluß kommen, wenn drüben der Feind sitzt? Es ist keine Zeit. Es darf vorher nicht dunkel werden. Wie sieht der Fluß aus? Das alles sind blitzschnell kommende Gedanken.

Da ist Lt. Gl.; zwei Mann sind bei ihm, die Schz. R. und P. Sie waren schon vorgefahren, um die Unterkunft für den Troß in der Nacht zu erkunden. Wie spaßig, jetzt mußten sie mit vor in die vorderste Linie. Sie sind gerade genug für meinen Spähtrupp. Räder herzu, aufsitzen und hinein geht es nach P! Wir sind in den Häusern, doch man hat uns gesehen. An der Wegkreuzung jagt MG.-Feuer in die Hauswand, Gewehrschüsse pfeifen über die Mauer, hinter der wir Deckung suchen. Ganz nahe sind die Abschüsse. Es muß noch ein feindlicher Spähtrupp im Ort sein. Die Räder bleiben liegen. In einem Sprung geht es über die Kreuzung in ein Haus. Die Schüsse knallen hinter uns her. Doch das Haus hat keinen Ausgang nach jenseits. Im Vorgarten klettern wir über eine Mauer. Immer wieder Feuer dicht über unseren Köpfen hinweg. Wo stecken nur die verfluchten Franzosen? Ein großer Hund springt uns an. Er erhält einen wohlgezielten Pistolenschuß, winselt, dreht sich im Kreis und fällt. Dort ist ein hohes Haus. Vielleicht kann man dort etwas sehen. Wieder zurück geht es über die Straße. Mit dem Kolben sind die Scheiben schnell eingeschlagen, und schon sind wir drin. Doch auch vom Dachboden ist keine genügende Sicht. Das Feuer hört nicht auf.

Ein anderer Weg ist notwendig, so kommen wir nicht an die Marne. Wir pirschen uns zurück an den Kanal und gehen in den Büschen, in großem Bogen nach Norden ausholend, an den Fluß vor. Am Ufer ist nach Norden hin ein dichtes Gebüsch und dort steht auch ein großes Haus. Dorthin wollen wir. Doch da geht auch dort schon ein heftiges Schießen los, Artillerieeinschläge, MG.- und Gewehrfeuer, diesseits und jenseits der Marne. Das muß unsere Aufklärungsabteilung sein. Hoffentlich schießen sie nicht in uns hinein.

Wir kommen an den Fluß; von Busch zu Busch vorsichtig spähend, arbeiten wir uns vor. Steile Ufer, dunkles, träges Wasser, unheimlich tief. Was machen? Da liegt ein Rahm im Uferschlamm! Können wir ihn freibekommen? Alle Mann ran und: Hau-rud! Der Feind muß das sehen. Wir arbeiten ohne Deckung. Doch es ist nichts zu wollen. Der Rahm sitzt fest. Drüben rührt sich nichts. Dort, drüben im Schilf, Röhne, drei, vier, fünf. Da hilft nur schwimmen. Doch die bange Frage: Ist der Feind wirklich weg, lockt er uns nur in eine Falle? „Wenn wir jetzt uns hier ganz offen ausziehen und reinspringen, muß er ja schießen.“ Gesagt — getan! Leutnant Gl. und ich stehen im Adamskostüm am Strand, Pistole in der rechten Hand, entschert; in der linken ein Paddel von unserem Rahm. R. und P. geben aufrecht stehend den Feuerschuß. Wir schwimmen, langsam, ruhig, doch hängen Herzens. Schießt der Franzmann jetzt, dann sind wir geliefert. Mit Kopfschuß in der Marne ersaufen, unser Schicksal. Langsam drücken wir gegen den Strom. Es ist nicht leicht, wenn beide Hände gebunden sind. Man braucht alle Kräfte, um vorwärtszukommen. Das Ufer kommt näher, wir sind in Deckung. Der Rahm liegt weiter unten. Mit nacktem Leib geht es durch die dichten Brennesseln. Doch man spürt nichts davon. Der angefettete Rahm wird mit der Pistole losgewuchtet und schon sind wir wieder im Fluß. Jetzt müssen sie uns sehen. Es sind noch bange Minuten,

bis wir schwimmend, den Rahn gegen die Strömung drückend, drüben anlangen. — Ein erleichtertes Aufatmen! —

„P., schnell zum Bataillon, melden, daß der Weg frei ist. Die Kompanie dort am Kanal entlang über die Büsche heranholen!“ P. schwingt sich auf ein Rad, das wir zufällig am Haus finden, und fährt geradewegs nach P. hinein. Die Sachen wieder an den nassen Leib! Jetzt muß es schnellgehen. Wir haben schon viel Zeit verbraucht. Ich will selbst auch zurück, um die Kompanie zu holen, bin gerade auf dem freien Feld zwischen Marne und P. Da geht es los! Jetzt haben sie uns. Sie müssen P. beobachtet haben. Es braust und rauscht und kracht . . . als wäre die Hölle über uns. Einschlag, Heulen, nahe, näher! Die Splitter saufen durch Halme und Zweige. Jetzt trifft es. Und wieder und wieder, ohne Ende! Man preßt sich an die Erde, krallt sich in den regenweichen Ackerboden. Eine Pause — ein Sprung — nur heraus! Doch nur fünf Meter. Sie zielen auf uns. — Drei Sekunden Pause. — Man ruft: „Gl., R., seid ihr noch da?“ Und dann kracht es wieder in den Baumkronen, daß die Zweige nur so fliegen. Endlich — Stille! Die Feldmütze ist weg und die Handschuhe sind weg. Doch das tut nichts.

Schon kommt die Kompanie. Man sieht die Männer drüben geduckt durch die Felder herankommen. Es ist der 2. Zug mit Lt. S., und der 1. Zug von der 8. Komp. mit Lt. R. ist auch dabei. Der Einsatz wird besprochen. Die Zeit drängt. Der Feind kennt die Übergangsstellen und wird wieder sein Feuer hierher lenken. Die Achte geht in Stellung und gibt Feuerbeschuss. Der Feind schießt einstweilen seine Brocken nach der Brücke am Kanal.

Ein Ablaufposten wird eingerichtet, damit es keine Zusammenballungen gibt. Lt. S. springt mit den Sch. H. und N. und einem MG. zuerst in den Rahn. Dieser hält die Belastung kaum aus. Fünf Zentimeter Bordwand sind noch über dem Wasser. Nur keine unvorsichtige Bewegung! Das wäre rettungsloser Untergang in dem abgrundtiefen Wasser. Mir stockt der Herzschlag, als ich sie so abrudern sehe. Doch es klappt! Sie sind schon drüben. Lt. S. kommt mit dem Rahn wieder zurück und holt nochmals zwei Mann rüber. Uffz. St. mit seinem MG.-Sch. 1. Hinter uns erschallen Rufe. Ach, endlich sind die Pioniere mit den Floßsäcken da. Doch dieser Gedanke geht im nächsten Moment in diesem unheimlichen Zischen und Rauschen der Granaten unter, die dicht an unserer Übergangsstelle herniederfallen.

Lt. S. kehrt nochmals zurück. Er ist noch auf dem Fluß, als der Feuerüberfall beginnt. Nur heraus aus dem Rahn und an die deckende Uferwand! Der Rahn rutscht dabei und kommt in die Strömung. Schnell zupacken, das kostbare Gut nicht loslassen! Bis zum Bauch stehe ich im schlammigen Wasser. „Verflucht“, ruft Lt. S., „meine Pistole und die Leuchtpistole sind mir weggerutscht, hier im Schlamm, verschwunden auf Nimmerwiedersehen“, und dabei rauscht es wieder und kracht. Blitze durchzuden das Dunkel. Ab und zu auch ein Querschläger, der nur heult und dann mit dumpfem Plumpfen verhallt.

Jetzt ist der Pionierzugführer, Lt. V., bei mir. Wir legen drei Übergangsstellen fest. Schon werden die Floßsäcke herangebracht, und jetzt läuft es wie am Schnürchen. Drei Mann ins Boot! Stahlhelm ab! Rüber — zurück! Der 2. Zug besetzt die Uferhöhe, der Zug der 8. Kompanie folgt nach. Wieder Granaten von drüben! Der 1. Zug und der 3. Zug sind dran.

Jeder Zug bekommt eine Salve. Jeder von uns krampft sich einmal, zwei-, dreimal ins Gras, in die Büsche, an den Boden.

Wir haben Glück. Drüben wird oben um ein einsames Gehöft und an der Straße nach Tr. der Brückenkopf gebildet. Die Züge graben sich ein. „Keine Verluste“, melden mir die Zugführer. Das ist ein befreiendes Gefühl. Die Nacht bringt keine Ruhe. Kein Auge wird geschlossen. Ein feindlicher Spähtrupp arbeitet sich heran. Französische Flieger brummen im unheimlichen Licht ihrer Leuchtbomben stundenlang über uns. Sie suchen die Marne ab nach der Übergangsstelle. Sie entdecken uns nicht. Es ist geschafft. Der Weg für die Division ist frei. Noch im düsteren Morgengrauen tritt die Kompanie zur weiteren Verfolgung des Feindes über Tr. nach Süden an.

An der Marne

Die Marne vor uns, wir müssen hinüber,
Der Franzmann schießt von drüben herüber.
Zwischen Brücke und Fluß, da heult der Tod,
Der Franzmann schießt gut, kreuzsapperlot.
Der Spähtrupp vorn, die Kompanie folgt nach,
Es wird schon dunkel, es endet der Tag.
Geduckt gehen wir vor in Hafer und Büschen,
Da fängt es an, das grausame Zischen.
Volle Deckung! Schnell, an die Erde gepreßt!
Daß nur keinen hier der Mut verläßt!
Drüben, jetzt hier, schlägt es ein und kracht.
Dem einen ist bang, und der andere lacht.
Der Führer springt vor und befiehlt.
Verdammt, das war wieder genau gezielt!
Es nagt an den Nerven und springt durch das Hirn.
Und wieder heult es. An die Erde die Stirn!
„Bleib! Bleib am Ort!“
„Nein, nein, spring weiter, fort, fort!“
Hernieder prasselt der Bäume Gezweig,
Durch die Halme jagt ein schneidend Geräusch.
Und wieder und wieder hackt es und schlägt.
Die Hand greift den Spaten, zitternd, erregt.
„Es jagt dich die Hölle, es läßt keine Ruh.“
Mal hier, mal dort und dann näher herzu.
Jetzt Abschuss, jetzt Rauschen!
Mit bebenden Herzen die Sinne lauschen.

„Es sucht dich, es kommt! Das ist das Ende!“
„Jetzt, jetzt!“ Ein splitternder Knall, ein Gluthauch,
Und dann beißender Rauch.
Vom Erdreich lösen sich verkrampfte Hände.
Stille. — — —

„Hinweg, heraus!“ Man wagt einen Sprung,
Doch kaum ist man hoch und stürmt durch das Korn,
Kommt es neu, der Knall und das Rauschen von vorn.

Jetzt sind wir am Fluß und bald sind wir drüben,
Keiner von uns ist zurückgeblieben.
Wir haben bestanden, es ist vorbei.
Der Division ist der Weg jetzt frei.

So blieben wir treu der Tradition.
An der Marne kämpften die Väter schon.
In Trilpert sind wir als erste dann.
Die Fünfte voran! Die Fünfte voran!

Oberleutnant Herbert Hackenschmidt.

Gedicht aus dem Kriege

Zwei Bäume stehen im Abendrot.
Den einen kleidet leuchtendes Grün,
Der andere streckt kahl seine Äste mir hin.
Der eine das Leben, der andre der Tod.

Ein schwarzer Vogel schwingt sein Gefieder,
Ruhig, lautlos schwebt er im Raum.
Er kreist, sucht wohl zum Ruh'n einen Baum
Und läßt dann auf dem kahlen sich nieder.

Sprich, schwarzer Vogel, kündest du: Tod?
Soll plötzlich versinken in schwarzer Nacht,
Was mir das Leben so lieb gemacht?
Darf nimmer ich schauen das Morgenrot?

Ach was, noch leb' ich und lache! Hörst du es, Tod?
Denn ich liebe das Leben und stürme die Welt,
Bis eine feindliche Kugel mich fällt.
Doch immer noch seh' ich zwei Bäume im Abendrot.

Uffz. Rautenstrauch (Ufr. 34).

Das eine ist sicher, wo Britannien den Kontinent berührt, werden wir ihm sofort entgegentreten, und wo Britanniens Schiffe auch kreuzen, werden unsere U-Boote und Flugzeuge dagegen eingesetzt, bis die Stunde der Entscheidung kommt.

Adolf Hitler am 24. 2. 1941.

Meine Fahrt zum nördlichen Kriegsschauplatz

Von Hans Beyer (Ufr. 32)

Den ganzen Tag über verschwand Wagen auf Wagen in dem riesigen Leib unseres Transporters. Kurz nach Einbruch der Dunkelheit setzte sich das Schiff in Begleitung mehrerer gleichartiger „Rähne“ aus den heimatischen Gewässern nordwärts in Bewegung.

So fuhren wir langsam aus dem Hasen, umtost von den Abschiedsrufen der Bevölkerung. Dunkle Nacht umlagerte die mit Soldaten und wertvollem Kriegsmaterial vollgestopften Schiffe. Wir erwarteten sehnsüchtig den Schutz unserer Kriegsmarine noch in der Nacht. Doch unsere Augen, so sehr sie auch das Dunkel durchsuchten, erblickten nichts, gar nichts. In unendlich weiter Ferne glaubten wir plötzlich die Konturen eines Schiffes zu erkennen. Hatten wir Freund oder Feind neben uns? — Hin und wieder brach sich der Mond durch den dichtverhangenen Himmel Bahn.

Nur wenige Stunden Schlaf gönnten wir uns. Sehr früh sah uns der neue Tag an Deck. Was wird uns dieser erste Tag unserer Seefahrt bringen? Werden uns die U-Boote des Feindes ausmachen? Erreichen wir sicher und ohne Verluste das nordische Land? Jetzt wurde es ernst, es hieß: „Alle Mann Schwimmwesten empfangen!“ Einer kurzen Belehrung folgte der erste Probealarm auf dem Fuße. Gott sei Dank dauerte dieses Manöver nicht lange. Man war mit unserem Eifer zufrieden. Wir konnten wieder tun und lassen, was wir wollten. (Bis zur Keeling hatten wir's ja nicht weit.) — So ging der erste Tag zur Neige, und der Geleitzug bewegte sich träge und einsam über den „Bach“ dahin.

Wieder versuchten unsere Augen das Dunkel der Nacht zu durchdringen. Vergebens — dicke Nebelschleier umlagerten das große Schiff, so daß wir nicht einmal auf 20 Meter Entfernung etwas erblicken konnten. Der kommende Morgen brachte uns dann doch den ersehnten Sonnenschein. Gegen Mittag sichteten wir in der Ferne die ersten Einheiten der uns begleitenden Marinefahrzeuge. Nun wurde uns zur Gewißheit, daß wir nicht allein standen auf dem weiten Meere. Sogar ein Flugzeug umkreiste uns fortwährend, Ausschau haltend nach dem berüchtigten englischen „Spargel“.

Da — die Maschinen stoppen. Die Gischtwelle vor dem Bug wird kleiner. Das Schiff steht. Sollte doch? — Wir erfahren endlich vom Rápten, daß die Unterwasserhorchgeräte arbeiten. Zehn Minuten herrscht unheimliche Stille. Dann mahlen die Schrauben wieder. Nichts Verdächtiges wurde aufgenommen.

Nach mehreren solchen unliebsamen Unterbrechungen brach die dritte Nacht herein. In höchster Alarmbereitschaft durchfuhren wir das Skagerrak. Besondere Vorsicht war geboten. Mit umgelegten Schwimmwesten standen alle Mann an Deck. An Schlaf war nicht zu denken. Es mochte Mitternacht sein, da hörten wir, erst ganz leise, dann immer stärker und näher kommend, das Geräusch mehrerer Flugzeuge. Verdammte! Auch das noch! Alle lauschten wir mit angespannten Sinnen in das Dunkel über uns. Wußten wir doch zu gut, daß es nur englische Flieger sein konnten. Das Geräusch kam näher und näher. Ein gedämpfter Befehl, und alle Fahrzeuge stellten ihre Fahrt ein. Jetzt standen die Flugzeuge über uns. Sekunden glichen Stunden. —

Einer rief: „Mensch, die drehen ja ab!“ — Tatsächlich, wir hielten es kaum für möglich, das Geräusch entfernte sich und war bald nicht mehr zu hören. Die Schiffschrauben durchwühlten von neuem das Meer.

Als die ersten Sonnenstrahlen durch die Wolken brachen, umgab uns eine andere Welt. Wir durchfuhren den Oslo-Fjord. Links und rechts drängten sich die felsigen Ufer ganz nahe an die Schiffsleiber heran. Es war nur möglich, sich in Kiellinie vorwärts zu bewegen. Ein unvorstellbar schwieriges Unternehmen mußte es vor einigen Tagen für die deutschen Kreuzer gewesen sein, als sie für uns den Weg zur norwegischen Hauptstadt bahnten. Dort, wo der Fjord am engsten ist, passierten wir die Stelle, wo nach heroischem Kampfe unser braver „Blücher“ unterging, ein umfangreicher Ölflod, als letzter Zeuge, lag auf dem Wasser. — Mit abgestoppten Maschinen trieben wir in das Hafenbecken ein und gingen am Rai vor Anker.

Bericht über das Leben in Schule und Heim

Als ich am 31. Oktober 1940 nach mehr als viermonatigem soldatischem Dienst aus der Normandie nach Meissen zurückkehrte, um, unabhömmlich gestellt, die Leitung der Schule wieder zu übernehmen, waren gerade die letzten Klänge eines schönen Kammermusikabends verklungen, zu dem die Schule Eltern und Freunde aus Meissen in den Festsaal geladen hatte. Die Veranstaltung, von Studienrat Walter Helm sorgsam vorbereitet, wurde von fünf Schülern bestritten. Es waren dies Albrecht Richter (Violine), Hilgenfeld (Violoncello), Burkhardt (Flöte), Rönisch (Klavier) und Gnamm (Violine, Viola und Klavier). Das Programm sah vor: den 2. Satz aus dem F-dur-Konzert für zwei Violinen von J. S. Bach, Bachs Präludium und Fuge Es-dur, das Gnamm auswendig spielte, den Schlusssatz aus Haydns G-dur-Klavier-Trio, Mozarts entzückendes Flöten-Quartett A-dur und sein d-moll-Klavier-Trio. Dankbar beschenkt verließen die Zuhörer den Festsaal, und ein stattlicher Reinertrag der Veranstaltung kam dem 2. Kriegs-Winterhilfswerk 1940/41 zugute. Am nächsten Tage wurde das Sommerhalbjahr 1940 mit der Erteilung der Herbstzensuren beschlossen. Ein zweitägiger Urlaub, den die meisten Schüler dankbar annahmen, schloß sich an.

So konnte ich mit der Übernahme der Amtsgeschäfte am 4. November 1940 zugleich das Winterhalbjahr eröffnen. Ich verband mit der Begrüßungsfeier die Aushändigung des goldenen Treudienst-Ehrenzeichens an den verdienten Botenmeister i. R. Karl Hempe, der der lebenden Aftanergeneration seit 1900 wohlbekannt ist. Herr Hempe hat über 39 Jahre treu und gewissenhaft im Dienste der Schule gestanden. Auch seinen Ruhestand verlebte er in körperlicher und geistiger Frische in Meissen. Am nächsten Tage erhielt, gleichfalls vor versammelter Schulgemeinde, unser Schulwart Otto Hammer das silberne Treudienst-Ehrenzeichen von mir ausgehändigt. Die Feierstunden wurden musikalisch von unserer Jugend verschönt. Ich selbst benutzte die Gelegenheit, um meinem Vertreter im Amt, Herrn Studienrat Dr. B. Hansen, und meinen Mitarbeitern meinen Dank für die während meiner Abwesenheit geleistete vielseitige Sonderarbeit auszusprechen.

Der Alltag trat nun wieder in sein Recht. Der Winter hatte frühzeitig seine Herrschaft angetreten und verlangte von der Schulleitung dauernde aufmerksame Betreuung der zugewiesenen Kohlenvorräte. Wir können am Schluß des Winterhalbjahres dankbar dafür sein, daß die Kohlenlage der Schule dauernd gesichert gewesen ist und die berüchtigten Kohlenferien vermieden werden konnten.

Jeden Montag versammelte ich die Schülerschaft auf dem Appellplan zur Flaggenhissung und verband jedesmal damit eine kurze Feier. Am Montag, dem 11. November 1940, gedachte ich der Toten der Bewegung und der Novembertage 1923. Die verschiedenen Reden des Führers wurden von jung und alt mit Spannung erwartet und mit großer Anteilnahme gehört, am 10. Dezember 1940 vor den Berliner Rüstungsarbeitern, am 30. Januar 1941 zum achten Jahrestag der Nachtübernahme, am 24. Februar 1941 vor den alten Parteigenossen in München, am 16. März 1941 anlässlich der Heldengedenkfeier in Berlin. Starke Antrieb zu Einsatz und Pflichterfüllung im Dienste der Heimat empfing unsere Jugend immer wieder aus seinen Worten. In dem der Jugend gestellten bescheidenen Rahmen setzte sie sich auch willig ein. Wo es zu sammeln galt, im Dienst des BDL, der Bücherpenden für Fronttruppen und Lazarette, im Paden von Feldpostpäckchen an die im Felde stehenden Männer aus dem Kreise Meissen, stets waren unsere Jungen zur Stelle. An den Vorweihnachtstagen erfreuten unsere Musiker die Verwundeten im Meißner Lazarett, und im Dienste der HJ. umrahmten sie fast sämtliche größeren Feierstunden der Bewegung während der Wintermonate. Keine Mühe wurde gescheut, um all den vielen Anforderungen gerecht zu werden, die der Einsatz der Heimat von allen Stellen nun einmal verlangt. Wir können mit Haltung und Einsatzbereitschaft unserer Jugend vollauf zufrieden sein. Besondere Freude machte es uns, daß ab und zu Vertreter der Wehrmacht zu uns kamen und unsere Jugend für den Dienst in der Marine oder Luftwaffe zu begeistern verstanden. So sprach am Sonnabend, dem 16. November 1940, Korvettenkapitän Dreykorn über die U-Boot-Waffe, besonders über den Kampf unserer tapferen U-Boot-Waffe im Weltkrieg. Seine schönen Ausführungen, aus persönlichem Erleben geschöpft, fanden den ungeteilten Beifall der Jugend. Nicht minder fesselnd waren die Vorträge, die Offiziere der Luftwaffe hielten. Besonders dankbar empfanden es die Schüler der Klasse 7, als sie am Mittwoch, dem 12. März 1941, als Abschluß der Einführungs-vorträge in das Wesen der Luftwaffe Gelegenheit hatten, einen Fliegerhorst und die vielseitigen Aufgaben der Luftwaffe an Ort und Stelle kennenzulernen. Besuche und Berichte unserer jungen Aftanerer von ihrem Leben im Heer, in Marine und bei der Luftwaffe runden das Bild ab und zeigen, wie unsere Jugend mit der Front und den Kriegsaufgaben des deutschen Volkes aufs engste verbunden ist.

Vom Kriege selbst blieben wir trotz mehrfachem Luftalarm bisher glücklicherweise verschont. Daß aber alles getan ist, um unsere Jugend bei Luftangriffen sicher unterzubringen, und daß die Jugend selbst zum Hilfseinsatz ausgebildet bereitsteht, braucht nicht besonders betont zu werden. Für ausgiebige und gute Verpflegung der Jungen sorgt nach wie vor getreu die Wirtschaftsleiterin. Auch der Gesundheitszustand unserer Jungen war, abgesehen von verschiedenen Erkältungserscheinungen, dauernd recht zufrieden-

stellend. Die schulärztliche Betreuung liegt seit dem Tode von Dr. med. Desterwiz in den Händen des Altafraners Dr. med. Ebner, Meissen, der unter dem 1. Januar 1941 vom Sächsischen Ministerium für Volksbildung als Schularzt bestätigt worden ist.

Neben der geregelten schulischen Arbeit stand auch in diesem Winter eine Reihe ernster und heiterer Feiern. Der Vorabend des Totensonntags vereinte, wie alljährlich, Alt- und Jungfrau zum gemeinsamen Gedenken derjenigen, die aus den Reihen der ehemaligen Schülerschaft im vergangenen Jahre aus dem Leben abberufen wurden. Studienrat Helm ließ als Einleitung für diese Feierstunde ein tiefempfundenes Andante religioso für Sertett-Besetzung erklingen. Studienrat Dr. Klähr hielt die Ansprache, die an anderer Stelle des Boten veröffentlicht ist. Die Feierstunde fand ihren Höhepunkt in der Würdigung jener 13 Männer und Jünglinge, die in diesem Kriege für Führer und Reich das Opfer des Lebens gebracht und damit die höchste Bewährung eines für Deutschlands Ehre und Zukunft gelebten Lebens bewiesen haben. Zu den im Ecce genannten Toten tritt nun noch als weiterer schmerzlicher Verlust der Ritterkreuzträger Wilhelm Rößiger hinzu. Seit November 1940 war er, von einem Feindflug nicht zurückgekehrt, vermißt. Mitte Februar 1941 teilte uns die Mutter tieferschütternd und doch in stolzer Trauer den Tod des tapferen Staffelpatens mit. Bereits seit 8. Dezember 1940 war die Schule durch einen Brief der Mutter darauf vorbereitet. Sie schrieb damals: „Die Glückwünsche und Grüße der Fürstenschule zur Verleihung des Ritterkreuzes haben meinen Sohn leider nicht mehr erreicht, da er von einem Feindflug nicht mehr zurückgekehrt ist und die vorliegenden Meldungen es als wahrscheinlich gelten lassen, daß er gefallen ist. Ich weiß, wie sehr er sich gerade über die Glückwünsche seiner Schule gefreut haben würde, an der er so sehr hing. Ließ er doch keinen Urlaub vergehen, an dem er nicht wenigstens auf einen Tag nach Meissen gefahren wäre. Sein junger Tod wird mir immer schmerzlich bleiben, doch ich hoffe, um feinetwillen Trost in dem Gedanken zu finden, daß seine Taten für Führer und Vaterland für ihn selbst den Höhepunkt seines Lebens bildeten. Ich bin sicher, daß auch die Fürstenschule ihm ein ehrendes Angedenken bewahren wird.“ Die Totengedenkfeier schloß ab mit einem männlich-ernsten Satz aus einem Händelschen Concerto-Grosso. — Acht Tage darauf vereinigten wir uns wiederum im Festsaal der Schule, um 14 Schüler der Klasse 8, die auf Grund ihrer freiwilligen Meldung den Gestellungsbebefehl zum Reichsarbeitsdienst erhalten hatten, aus unserer Gemeinschaft zu entlassen. Es waren dies Arends, Blum, Fischer I, Gadegast, Hoffmann I, Hünich, Hünigen, Krödel I, Löwe, Rönisch, Schade I, Schüttoff und Steger. Eltern, Anverwandte und Freunde der Schule waren zu dieser festlichen Stunde erschienen. Die Feier wurde durch Wort und Lied eingefaßt, im Mittelpunkt standen die Abschiedsworte des Vertreters der Abiturienten, Krödel I, des Sprechers der Schülerschaft, Grösel Kl. 7, und meine Abschiedsrede. Nach der Bekanntgabe der Prämienempfänger erklang als Auszugsgruß des Chores das Lied von Studienrat Walter Helm „Zieht hinaus!“, dann beschloßen der Gruß an den Führer und die Nationallieder die Feststunde. Inzwischen haben diese Abiturienten ihren Arbeitsdienst trotz mancher Fahrnisse gut überstanden und das feldgraue Kleid angezogen.

Am 10. Dezember 1940 erhielt unser Heim Zuwachs durch das Eintreffen von 16 Hamburger Jungen mit ihrem Lehrer Pexold. Ihre Ankunft war bereits seit langem angekündigt und die entsprechende Unterbringung im früheren Quartanerzimmer neben dem Festsaal vorbereitet worden. Vor versammelter Schülerschaft begrüßte ich die neuen Hausbewohner, die sich zu unserer Freude wohl fühlen und sich rasch und gern in unsere Lebensgemeinschaft eingegliedert haben. Für den 12. Dezember 1940 hatten wir die Volksdeutschen aus Bessarabien, die im benachbarten „Rossener Hof“ untergebracht sind, zu Gaste geladen. Im Speisesaal der Schule, der weihnachtlich mit Tanne und Lichtern geschmückt war, sammelten sich die 150 Männer, Frauen und Kinder und verbrachten mit unseren Lehrern und Schülern eine trauliche Nachmittagsstunde, nachdem ich sie herzlich willkommen geheißen hatte. Sodann ging man, von dem bisher unbekanntem Stollen recht befriedigt, zum Festsaal, wo Studienrat Dr. Hansen in unterhaltender Form ein Bild von der Arbeit und dem Wesen der Schule gab. In seine Ausführungen waren turnerische und musikalische Darbietungen eingestreut. Ein Bodenturnen unserer Sportler mit einem Salto über sechs Jungen fand ungeteilte Bewunderung. Chöre von Studienrat Helm und Schubertsche Werke wurden frisch und munter gesungen, eine Fabel unseres alten Fürstenschülers G. E. Lessing wurde vorgetragen. Ein anderer Schüler berichtete anschaulich über den Einsatz unserer Jungen in der Erntezeit während der großen Ferien. So erlebten unsere Gäste ein umfassendes Bild der vielseitigen Arbeit einer deutschen Schule. Ein zweiter heiterer Teil schloß sich an. Ihn hatte Studienrat Dr. Klähr gemeinsam mit den Jungen vorbereitet. Da erklangen Seemannslieder der Spielgesellschaft, witzig und munter wiedergegeben. Sologesänge und heitere Szenen schlossen sich an. Die Stunden verrannen wie im Fluge, und die Gäste bedauerten es, als um 19 Uhr die Abschiedsstunde schlug. Da ich die politische Schulung der Bessarabiendeutschen durchzuführen habe, habe ich oft noch Gelegenheit gehabt, mit diesen gesunden, kernigen Menschen über Schulfragen zu sprechen und habe den nachhaltigen Eindruck unserer Darbietungen immer wieder erfahren. Am Freitag, dem 20. Dezember 1940, reisten die Heim Schüler in die Weihnachtsferien, die ihnen Kälte und Schnee und damit den ersehnten Wintersport zur Genüge brachten. Wir selbst sahen in Anbetracht der besonderen Verhältnisse in diesem Jahre von der Durchführung der Winterfahrten ins Gebirge ab.

Ein großes Jahr deutscher Geschichte schloß am 31. Dezember 1940 ab, ein weiteres stolzes Jahr begann mit dem 1. Januar 1941. Wie alljährlich fand im Anschluß an die Weihnachtsferien die Aufnahmeprüfung für die angemeldeten Neulinge statt. Eine stattliche Schar von Prüflingen traf am Sonntag, dem 5. Januar, mit Eltern und Anverwandten ein und wurde im Heim untergebracht. Die Organisation klappte wieder vorzüglich. Eine Reihe von Inspektoren hatte auf einige Ferientage verzichtet und sich zur Betreuung der Neulinge an diesen Tagen freiwillig zur Verfügung gestellt. Die Jungen wurden entsprechend ihrer Einteilung in die Prüfungsabteilungen in den Stuben I bis V untergebracht. Sehr rasch verloren sie in der neuen Gemeinschaft die anfängliche Scheu und Zurückhaltung, und so bekamen wir in den drei Tagen ein gutes Bild von jedem einzelnen. Aus der überprüften Schar wählten wir 35 Jungen heraus, die im Herbst

dieses Jahres unsere neue Klasse 1 bilden werden. Weitere Jungen nahmen wir für andere Klassen auf. Der Zustrom zur Schule hält an, und ich hoffe, daß wir auch in Zukunft die gute Auslese treffen können, die für unsere Leistungsschule notwendig ist.

Am 8. Januar 1941 trafen, nachdem die Prüflinge Schule und Heim, zum Teil schweren Herzens, geräumt hatten, unsere Alumnen wieder ein. Mit feierlichem Flaggenappell begannen wir die schulische Arbeit des neuen Jahres. Am Montag, dem 13. Januar, hielt Leutnant Hoppe vor unseren Jungen und denen der Fichte-Schule Meißen in der „Filmburg“ Meißen einen Lichtbildervortrag über seine Erlebnisse als Seeoffizier in Norwegen. Am Montag, dem 20. Januar, ließen wir Herrn Rezitator Imhoff in zwei getrennten Veranstaltungen vor Unter- und Oberstufe sprechen. Am 27. Januar war ich zur Landesdienstbesprechung der sächsischen Heimleiter in Dresden. Dabei wurden uns die Scharnhorst-Schule Dresden, die Nationalpolitische Erziehungsanstalt Kloßsche und die Luftkriegsschule Kloßsche gezeigt. Mitte Januar 1941 erhielt Regierungsassistent Reinhold Erb, im Rentamt der Schule beschäftigt, das silberne Verdienst-Ehrenzeichen verliehen. Am 1. und 2. Februar 1941 hatten wir unsere Eltern zu uns geladen. Trotz mancher Reiseunbequemlichkeiten waren viele Eltern der Einladung der Schule von nah und fern gefolgt. Dem Sonnabend-Unterricht wohnten viele Eltern der unteren Klassen bei. Am Nachmittag füllte sich der Festsaal mit einer frohen Menge. Obwohl Schulorchester und Schulchor durch den Abgang vieler musikalischer Jungen aus Klasse 8 schmerzliche Einbuße erlitten hatten, wagten wir es, mit einer Musikaufführung an die Öffentlichkeit zu treten. Wir wollten zeigen, daß es der Schule nicht auf Spitzenleistungen ankommt, sondern daß auf eine möglichst gleichmäßige musische Durchbildung aller Jungen hingearbeitet wird, die die Schule auch auf diesem Gebiet jederzeit leistungsfähig erhält. Die Vortragsfolge bot Werke von Händel, Bach, Haydn, Schumann, Chopin und Beethoven. Chöre und solistische Darbietungen wechselten in bunter Folge ab, und die jungen Musikanten erzielten reichen Beifall. Mit unseren Eltern und Gästen verbrachten wir im Anschluß an das Konzert frohe und gesellige Stunden bei Spiel und bei Tanz im Festsaal und den angrenzenden Räumen. Am folgenden Tage, dem 2. Februar, fand 10.30 Uhr vormittags die Elternversammlung statt, über deren Verlauf an anderer Stelle des Boten berichtet ist. Auch diesmal nahmen die Eltern das Gefühl mit, daß ihre Jungen in unseren Mauern ein frohes, frisches und gesundes Leben führen, das sie auf die großen Zukunftsaufgaben ihres Lebens in der rechten Weise vorbereitet.

Seit Mitte Februar 1941 sind wieder einmal die Handwerker in der Schule. Unsere Lehrerbücherei, die seit dem Umbau der alten Räume in Schlaf- und Waschküchen für die Klassen 1 und 2 auf den Böden der Schule brachgelegen hat, erhält jetzt neue Räume. Auch der Gesangsraum wird vorgerichtet. Verschiedene Kleiderkammern und andere Räume werden ausgebessert, die gesamte Lichtanlage der Schule wird verstärkt. Wir sind dankbar, daß wir trotz starker Beanspruchung auf dem Arbeitsmarkt doch neben den notwendigen Geldbewilligungen von Seiten des Hoch- und Landbauamtes Dresden über das Arbeitsamt Meißen die Möglichkeit zur Durchführung dieser dringend notwendigen Arbeiten erhalten haben. Daß die

Schule laufend äußerlich und innerlich verbessert wird, ist eines der wichtigsten Anliegen der Schulleitung.

In den Jugendfilmstunden der HS. hatten unsere Jungen Gelegenheit, viele schöne Filme zu erleben, u. a. den Film „Der ewige Jude“, „Bismarck“, „Bunichkonzert“ u. a. Auch an musikalischen Veranstaltungen der Stadt, an festlichen Abenden in Meißen durften Schüler der oberen Klassen teilnehmen. Der Besuch der Dresdner Staatstheater ist zur Zeit infolge der Verdunkelung schwieriger. Immerhin wurde den älteren Schülern ab und zu Gelegenheit zum Besuch der Oper und des Schauspiels gegeben. Am 3. Februar 1941 schieden wiederum zwei Schüler der Klasse 8 aus, und zwar Leichert und Walther, die zum Reichsarbeitsdienst, bzw. zur Wehrmacht einberufen waren. Die letzten drei Angehörigen dieser Klasse erhielten am 8. März 1941 ordnungsgemäß nach schriftlicher und mündlicher Prüfung das Reisezeugnis. Noch einmal stellte sich die Schule am Donnerstag, dem 13. März, in den Dienst des 2. Kriegs-Winterhilfswerkes. Eine stattliche Zuhörerschaft, u. a. Kreisleiter Pg. Helmut Böhme, M. d. R., konnte ich begrüßen. Das Thema des Abends lautete: „Deutscher Frühling.“ „Fein ausgefeilte mehrstimmige Frühlingsgefänge im Volksliedton, beherztes Spiel deutscher Tänze von Beethoven durch ein kleines Streichorchester und begeisterter Vortrag klassisch-antiker Worte an den Frühling wahrten den Charakter der Schulveranstaltung eines Gymnasiums.“ Darüber hinaus hatten wir Dresdner Kräfte gewonnen, deren Name hohe künstlerische Genüsse versprach. „Elfriede Trötchel (Staatsoper Dresden) sang sich mit Vertonungen zarter Frühlingslyrik von Schubert und Schumann und mit ihrer klaren, natürlichen und so mühelos erscheinenden Stimme in aller Herzen. Marianne Lunder (Violine) und Karl Weiß (Klavier) ließen alle Register des siegreichen Frühlings mit strahlender Heiterkeit, mit drängender Schwermut und tänzerischer Fröhlichkeit in Tonhöfungen von Beethoven, Mozart und Schubert in musterhaftem Zusammenspiel erklingen. Und dann zeigte B. von Smelding (Staatliches Schauspielhaus) den Reichtum und den Wohlklang der deutschen Sprache in Dichtungen des Goethekreises und in Versen unserer Tage auf und ließ mit dem Humor von Hans Sachs, Lessing und Gellert diesen schönen Abend voll Lenzeswonne des ewigen deutschen Frühlings auf die dankbaren Zuhörer ausklingen.“ („Freiheitskampf“ vom Montag, dem 17. März 1941.)

Das Schuljahr 1940/41 ist durch Reichsverordnung bis zu den kommenden großen Ferien verlängert worden. Die uns damit gegebene Zeit wird im Unterricht reichlich ausgenutzt werden. Es wird trotz vieler Beanspruchung unserer Jugend in Schule und Heim fleißig gearbeitet. Wir sind es nicht nur der Tradition der Schule, sondern auch der Zukunft unseres Volkes schuldig, daß aus unserer Schule immer nur junge Männer hervorgehen, die geistig, charakterlich und körperlich stets all den großen Anforderungen gewachsen sind, die die Zukunft unserem siegreichen Deutschland stellen wird. Das Wort des Führers, das er am Heldengedenktag 1941 im Zeughaus Berlin gesprochen hat, ist für uns freudiger, zukunftsverheißender Glaube: „Keine Macht und keine Unterstützung der Welt werden am Ausgang dieses Kampfes etwas ändern. England wird fallen!“

Meißen, am 17. März 1941.

R a f f n e r.

Zensuren und allgemeine Beurteilungen

Vortrag vor der Elternversammlung am 2. Februar 1941,
gehalten von Studientrat Dr. B. Hansen

Während zu Ihrer Schulzeit, sehr geehrte Eltern, die Zensurenkala von der 1 über die 1b und 2a zur 2 (gut) und dann über die 2b und 3a zur 3 (genügend) lief — denn die Zensuren 3b und 4 (ungenügend), sowie die böse 5 kamen ja bei den Eltern nie vor —, ist seit dem August 1938 durch einen Erlaß des Herrn Reichserziehungsministers eine ganz neue Einteilung der Zensuren erfolgt. Es gibt jetzt statt der früheren zehn Grade nur sechs Leistungsnoten. Die 1 und die 2 haben ja ihren alten erfreulichen guten Stand gehalten, sie sind sogar noch besser geworden, denn die 2 ragt weiter über den Durchschnitt hinaus und die 1 ist bedeutend besser als gut. Völlig neu ist aber die Bedeutung der Note 3 und ebenso die der Note 4. Die 3 wird gekennzeichnet als „befriedigend“, sie bezeichnet eine „vollwertige Normalleistung ohne Einschränkung“. Die 4, die früher beim Halbjahreszeugnis dem Schüler das Sichenbleiben auferlegte, ist jetzt harmlos geworden. Sie bedeutet „ausreichend“, wenn auch nicht ohne Schwächen. Diese beiden Zensuren machen den Eltern, den Lehrherren und Behörden die meisten Schwierigkeiten, denn hier ist ein völliges Umlernen notwendig. Der Lehrer freut sich, wenn er eine 3 unter die Arbeit schreiben kann, denn diese Zensur beweist, daß der Schüler den Lehrstoff, der in der Arbeit behandelt wird, verstanden hat und mit kleinen Irrtümern richtig in sich verarbeitet hat. Das Wort „befriedigend“ weist ja auf ein angenehmes Gefühl des Lehrers hin. Die ausreichende Leistung, die mit 4 zensiert wird, beweist bei einer schriftlichen mathematischen Arbeit, daß der Junge die Lehrsätze in ihrer Bedeutung erfaßt hat, aber in der Ausrechnung oder in einzelnen Punkten noch Unklarheiten zeigt. Die 5 kennzeichnet eine mangelhafte, nicht ausreichende Leistung. Es ist aber bei ihr, wie der Ministerialerlaß zeigt, mit der Möglichkeit eines baldigen Ausgleiches zu rechnen, da die wesentlichsten Grundlagen vorhanden sind. Man wird also bei einer lateinischen Formarbeit die Zensur 5 dann wählen, wenn ein Junge zwar die Bildung der einzelnen Zeilen verstanden hat, aber die Formen falsch anwendet. Hier wird es möglich sein, durch nochmalige Erklärung und Übungen den Ausgleich herbeizuführen. Bei der 6 ist das nicht möglich. Die Leistung ist völlig unzureichend, und der Ausgleich kann erst später ermöglicht werden. Dadurch ist klar, daß im Regelfalle eine 6 auf dem Halbjahreszeugnis den Schüler in der Klasse zurückhält. Durch den Ausdruck auf den Zensurbogen ist den Eltern das Verständnis der Noten („Leistungsstufen“) erleichtert.

Diese Erklärungen sind besonders notwendig bei den halbjährlichen Turnzeugnissen, denn diese sind ganz anders aufgebaut. Die Zahlen 1—9 bezeichnen die Leistungen in der Weise, daß mit 1 die schlechteste und mit 9 die beste Leistungsnote erteilt wird. Es ist also gerade umgekehrt wie bei den anderen Zeugnissen. Dabei wirken hier die Schwierigkeiten der einzelnen Übungen, das Alter des Jungen, sowie die Klasse ganz besonders bestimmend mit. Die Eltern werden wünschen, daß diese Verschiedenheiten zwischen Turnzeugnis und wissenschaftlichem Zeugnis einer Vereinheitlichung Platz machen.

Seit 1935 ersetzen die allgemeinen Beurteilungen, die, in Worte gefaßt, an der Spitze des Zeugnisses stehen, die früheren Fleiß- und Betragenzensuren oder die vier Zensuren, die für sittliches Verhalten, Fleiß, Aufmerksamkeit und Ordnungsliebe erteilt wurden. Die allgemeinen Beurteilungen sind deshalb gewählt, weil man einer 1b im Betragen es nicht ansehen konnte, was sie eigentlich tadelte, ob eine Ungezogenheit, vorlautes Wesen, wiederholte Unterrichtsstörung oder ob verspätetes Kommen mit der 1b gekennzeichnet werden sollte. Jetzt sollen diese allgemeinen Beurteilungen auf den Halbjahreszeugnissen den Schüler zur Selbsterkenntnis führen und ihm zeigen, wie sein Verhalten im vergangenen Halbjahr von den Lehrern beurteilt wurde.

Die Vorschrift des Herrn Reichserziehungsministers weist darauf hin, daß in diesen Beurteilungen das „körperliche, charakterliche und geistige Streben“ zu kennzeichnen ist. Es sind also keine besonderen Worte vorgeschrieben, sondern der Lehrer ist völlig frei, mit welchem Ausdruck er die Beurteilung vornehmen will. Die Beurteilung kennzeichnet den Schüler aber nur in seinem Verhalten in der Schule, wobei natürlich der Sport, die Wanderung, das Heim mit zur Schule gehören. Es wird aber nicht ein Werturteil gefällt oder eine Prophezeiung ausgesprochen. Es kommt oft vor, daß Eltern, deren Junge als still und zurückhaltend bezeichnet wurde, sich darüber wundern und sagen, daß ihr Sohn zu Hause oft zu laut und unruhig wäre und daß doch das Urteil der Schule auf einem Irrtum beruhen müßte. Dieses ist aber nicht der Fall, sondern der Junge ist eben in der Schule still und zurückhaltend, während er zu Hause zum Übermut neigt. Denn die sorgfältige Ausarbeitung der Beurteilungen, die vom Klassenlehrer vorgearbeitet, von den übrigen unterrichtenden Herren geprüft und vom Rektor nochmals durchgearbeitet werden, bürgt für eine genaue, trefflichere Beurteilung. Irrtümer werden hier ebenso wie bei allen anderen menschlichen Einrichtungen trotz aller Bemühungen nicht ausgeschaltet werden können.

Meine Worte, die Ihnen, verehrte Eltern, das Verständnis der Zensuren und der allgemeinen Beurteilung erleichtern sollen, sollen auch dazu beitragen, das Vertrauen zwischen Elternschaft und Schule zu stärken. Denn Elternhaus und Schule arbeiten beide an der Erziehung der Zukunft unserer Nation.

Elterntage im Februar

Trotz der durch den Krieg bedingten Erschwerungen hatte es die Schulleitung für angezeigt erachtet, auch in diesem Jahre zu einer Elternversammlung einzuladen in der richtigen Erwägung, daß gerade in einer Zeit der erhöhten Anspannung aller die engen, feinen Fäden, die zwischen Elternhaus und Schule hin- und hergehen, weiter gesponnen werden müssen. So hatte die Schule die Freude, bereits am Sonnabend, dem 1. Februar, eine stattliche Reihe Mütter und Väter, von diesen nicht wenige im grauen Rock, als Gäste zunächst des öffentlichen Unterrichts begrüßen zu können. Vornehmlich waren es die Eltern unserer Jüngsten, die von der Möglichkeit, ihre Jungen einmal im eigentlichen schulischen Betrieb beobachten zu können, Gebrauch

machten. Manch einer hatte die lange und heutigentags nicht immer bequeme Anreise nicht geschaut, um früh 8 Uhr im Klassenzimmer „Horchposten zu beziehen“. Wie dankbar sind wir Lehrer immer für jede sich daran anknüpfende erprießliche Aussprache, und wie würden wir uns freuen, übers Jahr noch mehr Gäste bei uns zu sehen! Diese Bitte richtet sich besonders an die Eltern unserer Meißner Stadtschüler, die es doch so bequem haben, zu uns heraufzukommen, aber erfahrungsgemäß den geringsten Anteil der Unterrichtsbesucher zu stellen pflegen.

Eine wohlgelungene Musikaufführung am Abend zeigte den Eltern und sonstigen zahlreich erschienenen Freunden der Schule, daß bei uns nicht auf Spitzenleistungen, sondern auf eine möglichst gleichmäßige musische Durchbildung der Jungen hingearbeitet wird; denn obwohl erst kurz zuvor einige der musikalischsten Jungen zu den Fahnen geeilt waren, konnten sich die Darbietungen, Kammermusik von Bach, Händel, Haydn, Beethoven und Schumann, wohl hören lassen und ernteten verdienten Beifall. Der Chor, der durch den Ausbau der Schule zur Vollanstalt in den frischen Knabenstimmen einen hochschätzbaren Zuwachs erhalten hat, erlangte sich unter Studienrat Helms fachkundiger Leitung mit einigen Volksliedern einen schönen Erfolg. Anschließend schwang die Jugend unbeschwert das Tanzbein, diesmal nach modernen Klängen, bis es zwölf schlug. Die vielen Uniformen der Altschüler, die das bunte Gewoge noch festlicher färbten, erinnerten daran, daß auch eine solche Festveranstaltung, nur scheinbar auf sich gestellt, in Wahrheit mittendrin im großen Zeitgeschehen steht und aus der Schicksalsgemeinschaft des Volkes ihre Kräfte zieht.

Der Sonntagvormittag brachte als Abschluß die Elternversammlung. Nach einem Liede der HJ. und Begrüßungsworten des Direktors sprach Hauptmann Bauer von einem sächsischen Fliegerhorst zu den Eltern werbend über den Beruf des Fliegeroffiziers mit dem Anliegen, die vielfachen Bedenken mancher sorgenden Mütter zu zerstreuen. In fesselnder Weise widerlegte er die vermeintliche Gefährlichkeit des Fliegens und die Mär von der Rossspieligkeit dieses schönen Berufs. Dann ergriff der Direktor das Wort zu seinem umfassenden Schulbericht. Die Ereignisse des letzten Jahres waren so reich, daß er all die vielen Geschehnisse nur wie einen Kaleidoskopstreifen an seiner Hörerschaft vorüberziehen lassen konnte. Zur Sprache kam der neuverordnete Schuljahrsbeginn am 1. September, soweit er sich schon überblicken läßt, der durch die Einberufung zur Wehrmacht bedingte Ausfall wichtiger Lehrkräfte, die Kohlenferien des vergangenen Jahres, der notgedrungene Wegfall der beliebten Wanderausfahrten, die Einschränkung des Theaterbesuches in Dresden, die Benutzung des Lehrfilms, der zeitgemäße Ausbau der Schülerbücherei, die Festgestaltung ernstster und heiterer Natur, die Vortrags- und Rezitationsabende, unsere immerwährende Leistungsförderung in Schule und Heim, der weitere Ausbau der Betreuung, besonders der Kleineren, im Heim, die großzügige Handhabung der Urlaubsfrage, der Einsatz unserer Jugend im Kriege in verschiedenster Richtung und dessen Anerkennung durch Schulleitung und Behörde, die reibungslos

Aber wir werden sie finden, wo immer sie auch hingehen! Und wir werden sie aber auch dort treffen, wo der Schlag für sie am vernichtendsten sein wird.

Adolf Hitler am 24. 2. 1941.

funktionierende Organisation unserer schulischen Luftschutzmaßnahmen und die gastliche Aufnahme der mit ihrem Lehrer von Hamburg landverrückten Jungen, die sich bei uns außerordentlich wohlfühlen. Der Bericht schloß mit der Behandlung von Pfllegschaftsfragen und der herzlichen Bitte um weiteres Vertrauen zu unserer Fürstenschule.

Nach der Rechnungslegung der Schulkasse (des Gemeinen Kassen) durch zwei Schülerväter, Herrn Dr. Schade und Herrn Kaufmann Fischer, stellte der Rektor für den unermüden Rechnungsführer Studienrat Dr. Hansen den Antrag auf Entlastung, die unter herzlichen Dankesworten für dessen vorbildliche Geschäftsführung erteilt wurde.

Stärksten Widerhall fand in der Elternschaft der Vorschlag des Direktors, für die mannigfache Betreuung der Kleinen im Heim zur Entlastung von Frau Oberin eine zweite frauliche Kraft einzubauen. Diese Anregung soll baldigst, über den Gemeinen Kassen zunächst, zur großen Befriedigung der Sertaner- und Quintanereltern in die Tat umgesetzt werden. Nach Neuaufbau des Elternkreises und der Berufung von Schuljugendwaltern (jede Klassenstufe stellt hierzu je einen) sprach Studienrat Dr. Hansen über die seit einiger Zeit eingeführten Zensurgrade von 1 bis 6 und die am Kopf der Zeugnisse erscheinenden allgemeinen Beurteilungen. Da der Redner in diesem Heft hierzu selbst das Wort ergriffen hat, erübrigt sich ein Eingehen an dieser Stelle auf seine aufklärenden Ausführungen.

Drei Mütter brachten zum Ausgang den Dank der Elternschaft an die Schule in herzlichen und anerkennenden Worten zum Ausdruck; die Schule nahm ihn freudig entgegen als schönsten Lohn für ihre unentwegte Arbeit an der deutschen Jugend, der einst eine bessere Zukunft im Großdeutschen Reich Adolf Hitlers winkt.

Studienrat Müller.

Der Fliegerhorstbesuch der Klasse 7

Mittwoch, den 12. März 1941. Bei herrlichem Frühlingswetter trägt uns der Bus der Luftwaffe in schneller Fahrt zu einem Fliegerhorst, uns 32 Mann der Klasse 7 mit drei Lehrern. Die Horst-Einfahrt ist bald erreicht, und der Schlagbaum öffnet sich. Wir werden schon von einem Offizier erwartet, der uns sofort in seine Obhut nimmt und uns den ganzen Tag nicht mehr freiläßt. Das Militärische der Umgebung nimmt uns gleich gefangen, auf dem Platz herrscht reger Flugverkehr, während auf dem Erzierplatz die neuen Rekruten zum erstenmal in ihrem Leben gelehrt bekommen, daß sie „auch Beine und Arme“ besitzen. Leutnant Lautenschläger erklärt uns die verschiedenen Kasernengebäude, die sauber mitten im Walde stehen. Wären nicht die Luft vom Motorgebrumm und die Straßen von Soldaten erfüllt, man könnte sich fast in eine Sommerfrische versetzt fühlen. Doch wir haben zu langer Besinnung keine Zeit, unser „Besuchsfahrplan“ muß pünktlich auf die Minute eingehalten werden. In einem Vortrage werden wir in das Aufgabengebiet einer Flugschule eingeweiht, wie sie im Fliegerhorst besteht. Der Offizier, selbst Fluglehrer, spricht kurz, knapp

und klar. Wenn wir uns erst das Fliegen als Leichtigkeit vorgestellt hatten, so werden wir hier rasch eines besseren belehrt, Energie und Idealismus sind die Eigenschaften, die ein junger Flieger neben tadelloser Gesundheit besitzen muß.

Noch schwirren uns die verschiedenen Begriffe, Buchstaben und Ausdrücke der Schulungsfliegerei in den Ohren, da müssen wir auch schon weiter, denn jede Minute ist gezählt, wir sollen möglichst viel zu sehen bekommen. Durch die Kompaniereviere der Horstkompanien hindurch gelangen wir zur Werft des Fliegerhorstes, dem ein großer Segelflugpart angegliedert ist. Mancher von uns steht vielleicht zum erstenmal vor einem Hochleistungssegelflugzeug und folgt gespannt den Erklärungen, die ein Oberfeldwebel uns gibt. In der Luftwaffe wird immer mehr Wert auf die Ausbildung des gesamten fliegenden Personals auf Segelflugzeugen gelegt, weil beim Segelfliegen die fliegerische Begabung am deutlichsten zum Ausdruck kommt. Der Flieger lernt hier die Feinheiten fliegerischer Kunst. Die verschiedensten Typen stehen in der Halle, vom Hanggleiter bis zur Hochleistungsflugmaschine. In ihrer Bauart lernen wir aerodynamische Gesetze in ihrer Vollendung kennen. Nachdem uns noch die Steuerungsvorgänge und das Instrumentenbrett erläutert worden sind, treten wir auf das Rollfeld hinaus, wo wir gerade noch einen „Schleppzug“ kurz nach dem Start zu sehen bekommen.

Auf dem Feld herrscht wegen des schönen Wetters reger Flugbetrieb. Ununterbrochen starten und landen Maschinen. Motorengedröhn erfüllt die Luft. Wir versuchen, die Typen zu bestimmen, müssen uns aber doch bald geschlagen geben, da außer deutschen auch noch Beutemaschinen in der Luft sind. Für uns ist der Flugbetrieb wohl das Interessanteste. Unter der Anleitung des Oberfeldwebels werden uns die Augen geöffnet für fliegerische Disziplin, und bald können wir in dem scheinbaren Wirrwarr auf dem Rollfeld doch die Ordnung spüren, die den Verkehr regelt. Daneben wird noch „Physikunterricht“ an den Anschauungsmodellen getrieben, die zur Besichtigung vor einer großen Halle aufgestellt sind, einer He 70 und einer W 34. Hier können wir auf und in den Maschinen herumklettern, wie es uns gefällt, und dazu bei den schwarzen Männern des Bodenpersonals Erkundigungen über noch offenstehende Fragen einziehen, die sofort in aller militärischen Klarheit beantwortet werden. Während nun der einen Hälfte der Klasse die Anzahl von Instrumenten im Führersitz eines Flugzeuges erklärt wird, geht die andere Hälfte immer noch unter Führung des Oberfeldwebels durch die Segelflugwerft und die Reparaturwerkstätte der Werft. Hier werden die Flugzeuge im Serienbau von je sechs Stück auf dem Fliegerhorst selbst hergestellt, und da die Vögel repariert, die bei einer „Bruchlandung“ Schaden genommen haben. Überall wird emsig gearbeitet. Am Schluß werden uns noch statistische Tabellen gezeigt, die den Ausbildungsgang eines jeden Schülers genau registrieren mit all der Vielfalt von Starts, Flugstunden, Prüfungen usw. Nach unserer Rückkehr zu den Flugzeugen macht sich die andere Abteilung auf den Weg, während wir jetzt die Maschine genau betrachten dürfen.

Die Abteilungen treffen wieder zusammen in einem Vortragsraum, wo uns von einem außerordentlich reddegewandten Feldwebel ein Vortrag über Flugmotoren gehalten wird, der außerordentlich drastisch ist. Der Aufbau und die Wirkungsweise wird uns an aufgeschnittenen Originalmotoren klargemacht, nur wird nach einer halben Stunde, in der uns der Kopf von technischen Spezialausdrücken wirbelt, der Vortrag unterbrochen, da die Fallschirmstelle des Fliegerhorstes schon auf uns wartet. Da bekommen wir Fallschirme, die Rettungsringe der Luft, in mancher Form vorgeführt. Die Sicherheit eines Fallschirmabsprunges ist durch die hohe Qualität und die Konstruktion des Fallschirmes hundertprozentig gewährleistet. Allerdings ahnt man kaum, welche Mühe und Feinarbeit zur Wartung der vielen Fallschirme eines Fliegerhorstes nötig ist. Hier sieht man es vielleicht am deutlichsten, was alles nötig ist, um dem fliegenden Personal die größte Sicherheit zu geben.

Das Mittagessen nehmen wir in einer Unteroffizierskantine unter Vorsitz von Hauptmann Bauer ein, der uns schon von seinen Vorträgen auf der Schule her bekannt ist. Das Essen findet allgemein guten Zuspruch, und man sieht, daß auch in dieser Hinsicht die Luftwaffe sicher das Herz der Jugend erobert. Herr Hauptmann Bauer klärt uns dann noch über verschiedene Fragen auf, die uns im Laufe des langen, ereignisreichen Vormittags gekommen waren. — Nach dem Essen hält uns ein Navigationsoffizier einen Vortrag über Flugnavigation, die er uns an einem klaren Beispiel erläutert. Die Einfachheit, die durch jahrelange Erfahrungen geschaffen ist, und die Sicherheit des Rechnens ist so verblüffend, daß sich bald jeder nach diesem Vortrag imstande fühlt, selbst einen Kurs zu berechnen und ihn natürlich auch einzuhalten.

Nun ist uns vom fliegenden Personal alles Wichtige und Interessante gezeigt, aber die Luftnachrichtenleute des Fliegerhorstes wollen wir auch noch mit unserem Besuch „erfreuen“. Fernsprechvermittlung, Funkstelle, Fernschreibstelle sind deshalb die nächsten Abteilungen, die wir aufsuchen. Komplizierte Apparate machen das Verständnis ziemlich schwer, obwohl sich die Abteilungsleiter die größte Mühe geben, uns wenigstens die Grundbegriffe ihrer Arbeit vor Augen zu führen. Die Luftnachrichtentruppe ist die Truppe der Feinarbeit und des Gefühls, weshalb wir auch bei ihr verschiedentlich weibliches Personal antreffen. Länger können wir am Leben des Fliegerhorstes leider keinen Anteil nehmen, doch können wir noch den Betrieb bei einer Segelflugschule aus nächster Nähe betrachten. Um 4 Uhr nachmittags verlassen wir nach fast siebenstündigem Aufenthalt das Gelände des Fliegerhorstes.

Der Besuch hat uns ein lebendiges und anschauliches Bild vom Leben bei der Luftwaffe gegeben. Manchem hat er vielleicht den letzten Anstoß gegeben, seine Militärzeit in der Fliegertruppe zu dienen oder Fliegeroffizier zu werden. Das war auch der eigentliche Sinn des Besuches, uns die Augen zu öffnen für den Sinn und die Bedeutung des Fliegerberufes und uns zu zeigen, wie die „traditionslose“ Luftwaffe doch den deutschen Soldatengeist, den Geist von Potsdam, in sich trägt.

Peter Rittel, Kl. 7.

Hamburger Kinder ziehen in der Fürstenschule ein

Von Oberlehrer P e t z o l d t, Hamburg-Elmsborn

Es ist am 10. Dezember 1940 morgens 9 Uhr. Mit einem Autobus sind 15 Hamburger Jungen und ihr Lehrer, vom Bahnhof kommend, vor dem großen Einfahrtstor der Fürstenschule angelangt. Eine Schar hilfsbereiter Fürstenschüler kommt ihnen entgegen und bemächtigt sich der schweren Koffer. Nun geht's hinein in das große Haus. Alle Müdigkeit der durchwachten Nacht ist vergessen. In dem herrlichen Festsaal ist die gesamte Schülerschaft zur Begrüßung versammelt. Mit staunenden Blicken mustern die Jungen von der Wasserkante den ehrfurchtgebietenden großen Raum. Oberstudiendirektor Raftner und Studienrat Dr. Hansen begrüßen die kleinen Gäste mit freundlichen Worten, heißen sie herzlich willkommen und wünschen ihnen, die wegen der Luftgefahr ihr Elternhaus und ihre Heimat verlassen müssen, angenehme und frohe Tage in der Fürstenschule in Meißen.

Dann geht's in den Tagesraum. Quartanerstudierstube steht auf dem Schild an der Tür. Das macht weiter keinen Eindruck. Denn Quartaner sind sie nicht, und um das Studieren machen sie sich keine allzu große Sorge. Aber herrlich ist der große helle Tagesraum. Schränke stehen an den Wänden, und schöne große Tische mit Stühlen stehen in Reih und Glied. Die Wände sind mit Bildern geschmückt, und an der einen Wand ist eine große schwarze Tafel mit Schwamm und Kreide. Soll hier also doch wohl „studiert“ werden? Ja, sogar ein Landkartenständer und ein Zeigestock stehen in der einen Ecke! Nun, wenn es denn sein muß! Aber da unter der Decke hängt ja ein riesengroßer, mit Lametta geschmückter Adventskranz. Das bedeutet doch Weihnachtsfreude, und schon sind sie versöhnt! Aber dort, der große Vorhang, was mag der verbergen? O, da stehen aber viele Betten, immer zwei übereinander, und viel zu viel! Fast dreißig, und fünfzehn brauchen sie nur. Also raus mit denen, die zuviel sind, hinaus auf den Boden! Dabei wollen sie Herrn Jantsch gerne helfen. Alle Betten sind sauber hergerichtet. Sogar Matrasen hat die Fürstenschule zur Verfügung gestellt. Wenn vorerst auch noch die Bettwäsche fehlt, so schadet das nichts, die wird sicher schon in den nächsten Tagen von der Hitler-Jugend geliefert. Ja, hier werden sie schon ebenso sanft und ruhig schlafen wie in Mutters Bett. Wundervoll, diese beiden großen und hellen nebeneinanderliegenden Räume. Was werden sie hier nicht alles treiben und erleben!

Wie sehen aber diese kleinen Kerle aus! Der Reifestaub liegt ihnen noch dick auf Gesicht und Händen! Wo können sie sich denn nur waschen? Der Jungafraner Helmut Schade, der vom Bann Meißen als ihr Betreuer eingesetzt ist, weiß es. Also Handtuch und Seife aus dem Koffer heraus, und nun heißt es zum erstenmal: zum Waschen angetreten! Es geht durch einen großen Schlaßaal in einen blislauberer Waschaal. Donnerwetter, was für eine Menge Waschbeden, alle mit fließendem Wasser und einem Handtuchhalter! Die Wände gekachelt! Und dort stehen Beden zum Füßewaschen. — Jeder bekommt nun sein eigenes Waschbeden. Ach, ist das eine herrliche Erfrischung, die von dem kühlen Wasser ausgeht, und aus blanken Augen sehen sie sich nun noch einmal in dem großen Raum um. Obgleich die NSB.

auf dem Bahnhof für ein gutes Frühstück geforgt hatte, meldet sich doch jetzt schon wieder der Hunger. Also, wo gibt es nun etwas zu essen? Helmut Schade weiß auch das. Das gibt es auch in der Schule! Nein, was ist das doch für eine merkwürdige Schule, in der es Betten zum Schlafen gibt und in der eine große Küche ist, die für all die vielen Schüler Kaffee kocht und Mittagessen macht! Da gehen die Schüler denn auch gar nicht zu ihren Eltern nach Hause, wenn der Unterricht aus ist. Nun, wenn die das können, können Hamburger Jungen das auch!

Jetzt also mal hin zum Speisesaal! Da geht es Treppen hinab, Gänge entlang, wieder Treppen hinab und Treppen hinauf. Wenn sie sich da nur nicht verlaufen werden in den nächsten Tagen! Nun öffnet sich eine Tür, und staunend sehen sie hinein in den freundlichen, weihnachtlich geschmückten Speisesaal mit den vielen langen, mit weißen Tischtüchern gedeckten Tischen. Gleich die ersten beiden Tische vorn an der Tür sind zum Frühstück hergerichtet. Gerade haben sie sich auf den Schemel gesetzt und wollen sich an den gestrichenen Semmeln und dem heißen Kaffee gütlich tun, da kommt auch schon die Frau Oberin und begrüßt ihre neuen Pfleglinge in einer so freundlichen Art, daß gleich von diesem Augenblick an alle Jungen Vertrauen zu ihr gewinnen. Jeder Junge fühlt, zu der Frau Oberin kann ich in Zukunft mit all meinen kleinen und großen Wünschen gehen. Die wird mich ebenso gut verstehen wie meine Mutter.

Alle haben sich gestärkt, und nun geht es unter Helmut Schades Leitung ans Auspacken der Koffer und Einräumen der Schränke. Jeder bekommt einen Bücher- und Kleiderschrank. Nur die beiden Kleinsten, die Gebrüder Seyboldt, müssen gemeinsam einen Bücherschrank beziehen. Und da, wie diese die Sachen, die Muters Hände so sorgsam und ordentlich in den Koffer gelegt haben, Stück für Stück herausnehmen, rollen ihnen beiden ein paar dicke Tränen über die Backen. Aber einige tröstende Worte helfen schnell darüber hinweg, die Tränen werden abgewischt, und bald ist der große Kummer im munteren Treiben der Kameraden vergessen. Nach und nach sind alle Sachen am richtigen Platz und die leeren Koffer auf dem Boden verschwunden, da beginnt auch schon die erste Unterweisung in der Hausordnung. Da heißt es, so viel neue bisher unbekannte Dinge lernen. Ob das wohl ein kleiner Junge alles behalten und richtig machen kann? — Bim, bim, bim . . . schallt da plötzlich eine große Glocke durch das ganze Haus. „Mittagessen! Aufstellen!“ ruft Helmut Schade. Nun geht's wieder hinunter zur Stellung auf dem Hof mit der ganzen Schülerschaft. „Achtung!“ ruft da einer. Alles steht still und sieht den Lehrer vom Dienst an, der die Front abschreitet. Dann folgt der Einmarsch in den Speisesaal. Das macht alles einen gewaltigen Eindruck auf die jungen Gemüter. Es gibt heute Fleischklöße, Kartoffelmus, einen Apfel und ein Stück Schokolade. Das schmeckt vorzüglich. „Wenn das so weiter geht, dann leben wir hier wie die Fürsten!“ meint einer. „Na ja, wir wohnen jetzt doch auch in der Fürstenschule!“ entgegnet ein anderer. Nach dem Essen geht's zum erstenmal in die neuen Betten, denn nun macht sich doch die Müdigkeit bemerkbar. Zwei Stunden liegen alle im tiefsten Schlaf, und als zum Nachmittagskaffee geweckt wird, muß mancher erst richtig wachgerüttelt werden. Nach dem Kaffee folgt der erste Rundgang durch die Stadt. Hatten die Jungen am Morgen während der Autofahrt mit verschlafenen Augen und nur für kurze Augenblicke

Einzelheiten nur undeutlich wahrnehmen können, so wurde jetzt doch alles viel genauer in Augenschein genommen und teilweise kritisch betrachtet. Einen nachhaltigen Eindruck machte der Anblick des Domes und der Burg von Meissen. „Ach, das ist ja gar kein richtiger Dom“, meinte der Kleinste, der am Vormittag noch dicke Tränen in den Augen hatte, „da ist ja gar kein Karussell, und Buden sind da auch nicht. N' richtige Dom haben wir bloß in Hamborg!“ „Ja, und wie die Leute hier komisch sprechen“, meint sein Bruder, „die könnten doch man auch deutsch sprechen!“ „Und das soll die Elbe sein! Nee, das ja gar keine richtige Elbe, das ist ja man bloß 'ne Alster!“ Wollen wir diese kleinen Kerle nicht darum schelten: Hamburg ist nun einmal i hr Hamburg!

Noch einmal schallt an diesem ersten Tag die große Glocke durchs Haus: Abendessen! Wieder ein gutes und reichliches Mahl. Und dann liegt jeder in seinem Bett. Noch erfüllt von den vielen Eindrücken dieses Tages, läßt wohl jeder seine Gedanken einmal nach Hause schweifen, aber von Traurigkeit oder gar Heimweh ist bei keinem etwas zu merken. Jeder sieht mit frohen Erwartungen und Hoffnungen den kommenden Tagen in der Fürstenschule in Meissen entgegen.

Afransische Plaudereien

Vornehmlich nach den Afransischen Erinnerungen
von † Pfarrer Gotthelf Floß (Ufr. 1866—1872)

Gotthelf Floß, der 1934 in Beutnitz bei Jena, wo er fast 35 Jahre als Pfarrer gewirkt hat, im Ruhestand verstorben ist, war ein treuer Afraner, der zeitlebens mit großer Liebe an seiner alten Schule hing. Er hat in späteren Jahren Erinnerungen an seine afransische Schulzeit niedergeschrieben, die nach seinem Tode von Herrn Pfarrer Förtsch in Beutnitz, seinem Schwiegerjohnne, der Schule vermacht worden sind. Vor einigen Jahren ist ein von Pfarrer Floß verfaßter Aufsatz über Frau Musica auf St. Ufra abgedruckt worden (Jahrg. 1936, S. 3). In seinen Erinnerungen hat er manches aufgezeichnet, was uns willkommen ist, wenn wir uns in vergangene Jahrzehnte unserer Schule versetzen wollen. Leider ist Floß nicht mehr dazu gekommen, seine Erinnerungen in einer geschlossenen Darstellung zusammenzufassen; unter alphabetisch geordneten Stichworten, die innerlich Zusammengehöriges oft voneinander trennen, berichtet er von der Fürstenschule der ausgehenden 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Die damals an St. Ufra wirkenden Lehrer sind längst, längst dahingegangen, auch von Floß' „Coätanen“ leben nur noch ganz wenige. Floß war Schüler noch vor dem Rektorat Hermann Peters; Friedrich Franke (Ufr. Rektor 1845 — Jan. 1871) und Hugo Ilberg (Ufr. Rektor 1871—1874) waren seine Rektoren. Carl Wilhelm Milberg (Ufr. Lehrer 1850—1886), Adolf Peters (Ufr. Lehrer 1850—1872) und Theodor Flathe (alumnus Afranus 1840—1845, Ufr. Lehrer 1867—1895) sind die Lehrer, die er am meisten nennt. Es war noch die alte Schule (abgebrochen 1876/77), in der

Floß lebte. Auch in dieser Hinsicht kündet er von einer längst vergangenen Zeit.

Er war „Novex“ auf St. Ufra, als der Krieg 1866 ausbrach. Er war wohl unter den Schülern, die am Sonntag, dem 17. Juni 1866, während des Gottesdienstes von der oberen Empore der Ufrakirche sahen, wie auf den Höhen jenseits des Meisnaltals die ersten preußischen Kolonnen erschienen. Die Stimmung der Fürstenschüler war damals — verständlicherweise — ganz antipreußisch: Wir waren alle den großmäuligen Preußen nicht grün und standen einmütig auf seiten unseres geliebten Königs Johann. Wehe dem, der den Preußen den Sieg gegönnt hätte! — Prof. Adolf Peters, ehemals Erzieher mehrerer sächsischer Prinzen, hatte mit preußischen Offizieren einen bösen Zusammenstoß im Ratskeller. — Wir alle wünschten 1866 den Sieg Sachsens, so schreibt Floß, und ergrimten im Geiste, als die Preußen in Meissen einzogen. Einer unserer älteren Kameraden war zu den Waffen geeilt. Doch gab es immerhin in diesen kritischen Jahren einen Afraner, der die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ hielt, dafür allerdings den nicht gerade freundlich gemeinten Spitznamen „der Norddeutsche“ bekam. Aber die Manneszucht der Preußen machte doch auf die Jungen großen Eindruck. Floß hat damals folgende bezeichnende Geschichte (Anekdote?) in seinem Tagebuch niedergeschrieben: „Am der Mittwoch wurde ein preußischer Soldat erschossen, weil er auf dem Marsche einem Bahnwärter gegen 40 Pfg. gestohlen hatte!“ Das goß etwas Öl auf die Wogen des Preußenhasses. — Es ist also wirklich eine durchaus vergangene Zeit, von der unser Berichterstatter schreibt.

Rektor Franke, damals schon ein Sechziger, lebt in der Erinnerung von Floß als eine achtungsgebietende Erscheinung. „An der Spitze meiner afransischen Lehrer stand der Rektor Franke; seinem ganzen Auftreten und seiner ragenden Gestalt nach ‚jeder Zoll ein Rektor‘. Bei den Beerdigungsfeierlichkeiten wurde es ausgesprochen: Wer als Fremder ihn zum erstenmal über den Schulhof gehen sah, der hatte das Gefühl: das ist der Rektor. Es bedurfte bei ihm nicht des Zeichens einer äußeren Würde.“ Bei aller Strenge besaß Franke doch auch Sinn für Humor. Auf dem omnes eodem cogimur (Lokus) hatte Richard Klemm (Ufr. 62—67), 1938 als Geh. Sanitätsrat in Dresden verstorben, mehrere Kreidezeichnungen nach Holzschnitten von Ludwig Richter entworfen. Die eine stellte einen Fuchs mit langer Pfeife dar, zwischen mächtigen Wälzern in Katerstimmung daisend. Die Wälzer trugen die Aufschrift Plato und Cicero. Franke hielt viel auf diese Gemälde und sorgte dafür, daß sie nicht übermalt wurden; die Fama berichtet sogar, daß er sie mitunter Besuchern der Schule gezeigt habe. Rektor Franke hielt — wie auch noch Peter — am Beginn der Examenwoche, der „Büffelwoche“, das berühmte allgemeine Extemporale oder „Exploratorium“ ab. Es fand im Vetsaal, dem größten Auditorium der damaligen Schule, statt. Alle Schüler mußten dazu erscheinen; der Rektor diktierte für alle Klassen gemeinsam den Text; als erste durften sich die Kleinsten entfernen, dann brach eine Klasse nach der anderen ab und begab sich zur Arbeit in ihr Klassenzimmer, bis schließlich nur noch die Prima, die den für die unteren Klassen bestimmten Teil sofort lateinisch nachschreiben mußte, allein in dem Saal zurückblieb und mit emsigem Fleiß weiterarbeitete.

Ein anderes „berühmtes“ Exploratorium veranstaltete mitten im Krieg 1866 Professor Milberg, von den Jungen „Milo“ genannt. Er war von Haus aus Theologe und Philologe, gab aber später vorwiegend Mathematikunterricht. Er begann die Arbeit mit folgenden Worten: „Der Herr General Herwarth von Bittenfeld (der Führer der durch Sachsen marschierenden Elbarmee) will sich von den Leistungen der Quarta¹ in der Mathematik überzeugen. Deshalb wollen wir heute ein Exploratorium schreiben.“ Milberg wird in den Erinnerungen von Flosch sehr häufig erwähnt; er muß damals — in seinen mittleren Jahren — ein sehr straffer Lehrer gewesen sein. Bei den Jungen hieß er „der Luchsäugige“. Abschreiben und Vorsagen waren bei ihm ein Ding der Unmöglichkeit. Außerst höflich pflegte er vor Beginn der Ausarbeitung zu sagen: „Nun, bitte, rüden Sie auseinander und machen Sie sich's bequem!“ Zum Überschuß mußte jeder in die Aufgabe die Nummer seines Klassenplatzes als x einsetzen, so daß ein „Abspellen“ auch aus diesem Grunde ganz ausgeschlossen war. — Eine neckische Geschichte wird von ihm als Hebdomadad (Lehrer vom Dienst) erzählt. Im Alumnat bestand — und diese Tradition hat sich wohl bis heute erhalten — die Sitte des Passens. Ein Anterer, ein Perzier, mußte, wenn Obere irgend etwas „vorhatten“, aufpassen, damit sie vor unliebsamen Überraschungen durch den aufsichtführenden Lehrer geschützt waren. So paßte einmal ein „Sauschwanz“ (Name des Obertertiarers) auf dem Tabulat vor der Stubentür, eng angepreßt an einen Deckung gewährenden Kleiderschrank. Milberg kommt aus seinem Zimmer, der Untere gibt sofort das Warnzeichen durch leises Öffnen der Tür und schlüpft schnell an seinen Arbeitsplatz; desgleichen tun die Skatspieler und lassen schnell ihre Karten verschwinden. Als Professor Milberg eintritt, ist alles in bester Ordnung. Aber „Milo“ mußte doch etwas gemerkt haben; er übersieht mit Luchsäugen die Tische. Als er nichts Verdächtiges entdeckt, überrascht er den Stubenältesten mit der plötzlichen Frage: „Warum ist denn die Türklinke so warm?“ — Sehr bewundert wurden von den Jungen Milbergs witzige Toaste und Stegreifreden, in denen er ein großer Meister gewesen zu sein scheint.

Als Vertreter der Geschichte wirkte zu Flosch' Zeiten (seit 1867) als noch jüngerer Lehrer Theodor Flathe an unserer Schule. Theodor Flathe ist der hochverdiente Geschichtsschreiber der Fürstenschule (St. Afra, 1879) und war ein angesehener Historiker von hohem wissenschaftlichen Rang, Verfasser von zahlreichen wertvollen historischen Werken und Abhandlungen. Er war ein begeisteter Kämpfer der deutschen Einigung und verfocht entschieden den Zusammenschluß aller Deutschen in einem Reich unter Preußens kraftvoller Führung. Es ist ein schönes und für Flathe als Lehrer sehr ehrenvolles Zeugnis, wenn Flosch, seine Bemerkungen über St. Afra während des Krieges von 1866 abschließend, bekennt: „Eine vollständige Versöhnung mit Preußen kam bei den meisten von uns durch Professor Flatthes besonnenen Geschichtsunterricht zustande.“ Und als die Kunde von dem glorreichen Siege von Sedan nach St. Afra drang, soll Flathe, ein im allgemeinen sehr ernster und gemessener Mann, eigenhändig die Schulglocke, die Berta,

¹ Es gab damals nur vier Klassen — gerade noch wie in Lessings Afranerzeit —. In jeder dieser Klassen weilte man 1½ Jahre, die unterste dieser Klassen war die Quarta. Die neue Klasseneinteilung Untertertia bis Oberprima wurde erst 1868 eingeführt.

geläutet und dabei gelacht haben, wie man ihn noch nie hatte lachen sehen. Viele Jahrzehnte lang ist sein musterergültiger Bericht über die Schlacht von Sedan an den Sedanfeiern unserer Schule im Lännichtgrunde bei Niederwartha verlesen worden.

Flathe war Geschichts- und Deutschlehrer. Ein Aufsatzthema Flatthes aus einer Unterklasse ist Flosch in besonderer Erinnerung geblieben. Es lautete: Selbstbiographie eines Pferdes. Dem Jungen war anscheinend die seelische Metamorphose nicht ganz geglückt. Das lakonische Urteil Flatthes unter dem Aufsatz lautete: Zu wenig Pferdegedanken! — Etwas kurios kam Flosch das Aufsatzthema „Ein dreistöckiges Haus zu Weihnachten“ vor. Das ist durchaus verständlich! Aber wenn man weiß, daß Flathe das mittlere Stockwerk des für drei Lehrerfamilien eingerichteten Professorenhauses, „der Stuklkaserne“, bewohnte, dann spürt man gerade in diesem zunächst etwas eigenartig und pedantisch anmutenden Thema Leben und Wärme. Sein Fehler ist es nicht, daß es so recht lebensfern und schulmäßig wäre, sondern daß es dem Wurzelboden persönlichen Lebens noch zu sehr verhaftet ist. — Nebenbei: ein Aufsatzthema, das Milberg liebte, lautete:

Zunge, Feder, Schwert
sind drei Waffen wert.
Mit welcher kannst du leisten
am meisten?

Es entbehrt auch jetzt noch gewiß nicht eines pikanten Reizes.

Treffende und witzige „Bonmots“ werden gerade von Flathe mehrfach berichtet: Flosch hatte sich als zu lernendes Wahlgedicht in einer Oberklasse Schillers „Spaziergang“ gewählt. Das war eine schwierige Aufgabe, der er deklamatorisch nicht recht gewachsen war. Flatthes Urteil, das dem Tadel etwas Lob für die immerhin anzuerkennende Gedächtnisleistung beimischte, war eine Stelle aus Ovid: . . . magnis tamen excidit ausis (doch er scheiterte an einem großen Unterfangen). — Bei den Proben für eine Schulaufführung sprach ein Mitspieler seine Rolle immer wieder in etwas singendem Ton. Vor der Aufführung, an die sich ein Musikabend anschloß, sagte Flathe zu ihm: „v. Beust, vergessen Sie nicht, daß das Konzert erst nach der Aufführung stattfindet!“

Geradezu klassisch mutet mich der Ausspruch des Professors Ackermann², des damaligen Religionslehrers der Schule und späteren Oberhofpredigers, an: „Lesen Sie Lessing! Lernen Sie denken!“ Da das „Dictum“ über Lessing von einem Manne stammte, der „seines Geistes einen Hauch verspürt hatte“, blieb die Mahnung nicht fruchtlos. Flosch studierte in den nächsten Sommerferien eingehend Lessings Theologische Streitschriften. Die Bilder Lessings und Gellerts, die auf ihn in jedem Aktus herabsahen, empfand er als Bilder lebender, nicht toter Afraner. — Als lebendig — wir würden jetzt sagen zeitnahe — schildert Flosch den

² Alumnus Afranus 1850—1855, 1866—1872 Lehrer an St. Afra, 1872 Pfarrer an der Kirche St. Afra, dann Superintendent in Meißen und schließlich Oberhofprediger und Vizepräsident des Ev.-luth. Landeskonfistoriums in Dresden.

Unterricht des jungen Oberlehrers Heinrich Wilhelm Roscher³. Die Schüler hatten ihn wegen seines geraden Wesens und wegen seines Humors gern. Als Hebdomadar war er beliebt, weil er bei seinen Inspektionsgängen durch Korridore und Stuben ziemlich laut auftrat und dadurch sein Kommen schon von fern ankündigte!! In Untertertia behandelte er die Wörter auf is nach den dem „Kladderadatsch“ von 1870/71 entnommenen Versen:

Viele Dinge sind auf is
Längst verschwunden in Paris:
Panis, piscis ist am finis,
Und vom canis blieb nur crinis,
Selbst die saure cucumis⁴
Fehlt — schon längst auch mugilis⁵.
Als etwas ganz Rares ist
Felis, Katz', und Ratte, glis!
Ach! eh' noch zu End' der mensis,
Ruht, von sanguis roth, das ensis.
Und, Paris, was ist dein finis?
Ignis, lapis, pulvis, cinis.

Eine besondere Rolle im Leben der Schüler spielte der Mathematiker Adolf Peters⁶ (1850—1872 Lehrer an St. Afra). Er war damals schon ein alter Herr, an der Grenze der 70, und ein schlechter Disziplinaris. In den „Mänglerstunden“ gab es immer wieder mal ein besonderes Gaudium. Bekannt war der Mängler-Schoog (wohl von jocus = Scherz), ein homerisches Gelächter, das bei besonderen Gelegenheiten angestimmt wurde und oft bis in die benachbarten Klassenräume drang. Großen Spaß machte den Jungen folgendes Vorkommnis: Peters brauchte einmal in einer Unterrichtsstunde ein etwas ungewöhnliches Wort. Ein Schüler stand auf: „Herr Professor, das Wort ist nicht klassisch.“ Darauf Peters: „Von heute ab ist es klassisch!“

Daß Peters ein tüchtiger Wissenschaftler und vielseitig interessierter und gebildeter Mann war, der — als Mathematiker — 1859 die Gedenkrede zu Schillers 100. Geburtstag hielt, daß er ein zartbesaitetes Dichtergemüt besaß und selbst nicht uneben dichtete, das wußten die meisten Jungen während ihrer Schulzeit noch nicht recht zu würdigen. Peters lebte eigentlich immer in einer ganz anderen, poetisch verklärten Welt; das mag mit dazu beigetragen haben, daß Peters dem prosaischen Alltag der Schule und dem wirklichkeitsfrohen Realismus der Jugend nicht so ganz gewachsen war. Einen Blick in diese Welt gewähren uns die Lebenserinnerungen des Dichters Otto Roquette, des früher

³ Roscher war ein Sohn des berühmten Leipziger Nationalökonom; er war alumnus Afranus 1862—1864, afranischer Lehrer 1871—1882, 1894—1905 Rektor des Gymnasiums in Würzen. Er schrieb u. a. „Studien zur vergleichenden Mythologie der Griechen und Römer“ und redigierte das „Ausführliche Lexikon der griechischen und römischen Mythologie“.

⁴ cucumis = Gurke.

⁵ mugilis = Seefisch.

⁶ Adolf Peters war gebürtiger Hamburger (geb. 1803) und war, ehe er nach St. Afra kam, 25 Jahre Lehrer am Bisthumschen Gymnasium gewesen.

sehr bekannten und beliebten Verfassers von „Waldmeisters Brautfahrt“. (Otto Roquette Siebzig Jahre, Geschichte meines Lebens, 1894.) Er hat als junger Mann in Peters' Haus verkehrt und war eine Zeitlang mit seiner Tochter Julie verlobt. Roquette bekennet, daß er nie in seinem Leben einem größeren Idealismus, einer idealeren Welt- und Lebensauffassung begegnet sei. „Sein ganzes Wesen war poetisch durchdrungen, und in Gesprächen über Poesie erschien er in seinem eigentlichen Elemente. Er hielt dabei länger aus als ich, der ich schon am ersten Tage bei der Anerkennung von Lyrik, in der er schwelgen konnte, etwas ermüdete.“⁷ Die Liebe, die den jungen Dichter mit Julie verband, war eine romantisch-unglückliche Liebe. „Julie war schön, sie hatte den Anstand und das Wesen einer jungen Prinzessin, sie hatte gelernt, was eine Prinzessin zu Treibpflanzung“, — aber Roquette versuchte vergebens, sie aus der lyrischen Treibhausatmosphäre“, in der ihr Vater sie erzogen hatte, herabzulocken in die Welt der Wirklichkeit. So erwuchs aus diesem Verlöbniß nicht der ersehnte Bund fürs Leben. Tanzstundenzeit, erste Jugend und Liebe hatte Julie Peters damals, als Floß unsere Schule besuchte, schon lange hinter sich gelassen. Sie malte und zeichnete in den stillen Räumen der Petersschen Wohnung im Ökonomiehof; stolz brachte Vater Peters die von ihr gemalten Blumensträuße in seinen naturwissenschaftlichen Unterricht mit und ließ sie von seinen Schülern gebührend bewundern. Ein Gedicht auf die kleine Julie lebte noch im Gedächtnis der Afraner dieser späteren Zeiten.

Julie bei der Heimkehr des Vaters 1840

„Papa ist da! Ach, Vater,
Hab' viel an dich gedacht!
Papa, bin artig gewesen,
Hast auch was mitgebracht?“

„Aus Straßburg, Kind, aus Straßburg
Ein Paar sassianene Schuh,
Gekauft am hohen Münster
Für neun und dreißig Sous.“

„Ach, Mutter, sieh die grünen,
Die wunderschönen Schuh'!
Zieh sie mir an geschwinde
Und sing! Ich tanz' dazu.“

„Ja, tanze, doch nicht zierig,
Wie Modepüppchen tun;
Bleib du ein deutsches Mädchen
In den französischen Schuh'n!“

Es paßt zu dem Bilde, das wir von Professor Peters gewonnen haben, wenn Floß erzählt, daß das Ziel der Spaziergänge, die der Hebdomadar Peters führte, sehr oft der romantische Park von Siebeneichen und sein

⁷ Otto Roquette zitiert nach dem Aufsatz von Konrektor i. R. lic. theol. Hühne im Boten von St. Afra (1930, S. 4). Unsere langjährigen Abonnenten werden sicherlich mit ebenso großer Freude wie ich diesen Artikel einmal wieder lesen.

altersgraues Schloß war. Auf Geheiß von Peters lagerten sich des Sommers die Jungen meistens in der Nähe der „Fontaine“. Und das Afranische Singekränzchen stimmte dann seine Lieder an. Es ist vielleicht, wie Floß vermutet, auch der Siebeneichener Park, der vor Peters' Seele stand, als er die Verse dichtete:⁸

Das Jägerlein, das kede,
Dort an der Felsenecke,
Bläst in das Horn ein Lied.
Der Feder gleich, der schwanken,
Des Hut's ist sein Gedanken,
Der ihn zur Hirtin zieht.

Das ist ganz Adolf Peters. — Neben der Lyrik pflegt im Leben oft das Romische zu stehen. So springen auch wir entschlossen zurück auf den Boden der derben Wirklichkeit des afranischen Alumnatslebens.

Der französische Tanzlehrer Albert Brée, der seine Schäflein manchmal nur mit Hilfe seines Tanzinspektors bändigen konnte, liebte es, mit Brocken gelehrter Bildung um sich zu werfen. Die Tanzstunde fand, da die Jungen natürlich schön für sich blieben, im Turnsaal statt. Ein Lederpferd (Bock) stand im Wege. Brée ordnete an: „Bitt' schön, schaffen Sie doch den ‚Bucephal' ⁹ weg!“ Oder er ließ sich vernehmen: „Sie stehen da, als hätten Sie den Cornelius Nepotem (sic!) unterm Arm.“ — „Springen Sie doch nicht so mit den Hacken auf! Sie treten den Boden durch und versinken im Burgverlies.“ Sein Glanztag war der Schulball, an dem er mit der Frau Rektor Franke, der „Berta“, der Namenspatronin der Schulglocke, die Polonaise anführte. Diese Stunde mußte ihn für manche erlittene Unbill entschädigen.

Die Erinnerungen von Floß lassen vor unseren Augen eine längst vergangene Zeit unserer Schule erstehen. Es ist ein Bild von der Schülerseite her gesehen. Gewiß wird der ernste Historiker der Schule, der Akten, Schulprogramme und Druckschriften zu seinen Quellen macht, manches anders sehen. Aber wer etwas Sinn für Humor hat, den wird das Konterfei früherer Lehrer unserer Schule nicht kränken. Diese Erinnerungen sind ein Zeugnis afranischer pietas; überall spürt man in ihnen ein Verständnis auch für den inneren Wert der Menschen, die als Lehrer dem Schüler entgegentraten. Für diese Imponderabilien hat der bescheidene, stille Geistliche, der auf seiner Pfarre in Beutniz in seinen Mußestunden Kant, Fechner und Loze studierte, Versteinerungen sammelte und gern zeichnete und malte, ein feines Gefühl gehabt. Auch er war, wie ein ehrwürdiger alter Afraner sich in einem Briefe, der mich in diesen Tagen erreichte, freundlich zugeneigt unterzeichnete: pietate Afrana plenus.

Studienrat Martin Hesse.

⁸ Aus dem Gedicht „Frühling im Hain“, erschienen in der Sammlung *Natur und Gottheit*, Preisgefänge von Adolf Peters, 2. Aufl. 1863.

⁹ Bucephalos, das Lieblingsroß Alexanders des Großen.

Franz Adam Beyerlein (Afr. 84) 70jährig

Wenn wir heute im Boten des 70. Geburtstages (22. März 1941) von Franz Adam Beyerlein gedenken, so gilt das nicht nur dem erfolgreichen Schriftsteller, dem Verfasser von „Jena oder Sedan?“ und des „Zapfenstreichs“, dessen Name weit hinaus in die Welt gedrungen ist. Wir denken auch nicht nur an den Verfasser der leider weniger bekannt gewordenen gediegenen späteren Werke, so sehr wir ihm auch dafür Dank schulden.*

Unser Gruß gilt vor allem dem alten Afraner, der bis heute seiner alten Schule in Dankbarkeit verbunden geblieben ist. Beyerlein gehört zu der nicht ganz kleinen Gruppe ehemaliger Schüler, deren Eigenwilligkeit sich nicht immer reibungslos unter die strengen Gesetze der Schule und in die Eintönigkeit ihres Tageslaufs fügte. Er gehört zu den Schülern, denen St. Afra während ihrer Schulzeit nicht ganz gerecht geworden ist — wie vermöchte das die Institution einer öffentlichen Schule immer und überall, und wie vermöchte das jeder einzelne Lehrer jeder Schülerindividualität gegenüber! —, die aber das, was St. Afra ihnen trotz allem gegeben hat, hochgehalten haben ihr ganzes Leben lang. Beyerlein selbst schreibt einmal in einem Briefe über sein inneres Verhältnis zu St. Afra: „Während meiner sechs Alumnatsjahre habe ich mit den herrschenden Gewalten oft in bitterer, meist — aber nicht immer! — törichter Fehde gestanden. In der Gesamtheit der Eindrücke aber verwandelt sich mir jener Segennat immer mehr mit all seinen Lichtern und Schatten in eine aurea aetas. Möge es den jetzigen und kommenden Schülergeschlechtern ähnlich ergehen!“

Gerade von einem Manne, der solche Erfahrungen gemacht hat, wünschen wir „Afranische Erinnerungen“, sie würden dann sicherlich nicht nur rückwärts gewandte Betrachtungen sein, sie könnten fruchtbar sein auch für die Zukunft. Vielleicht bringt dem Schaffensfreudigen, von dem soeben ein neuer Roman „Die Haselnuß“ erschienen ist, und dem seine Arbeitskraft und sein Arbeitsmut noch recht lange erhalten bleiben möchte, das achte Jahrzehnt seines Lebens einige Mußestunden auch für dieses Parergon.

Studienrat M. Hesse.

Franz Thierfelder: Der Balkan als kulturpolitisches Kräftefeld

(Eine Buchbesprechung)

„Deutsche Truppen marschieren in das befreundete Bulgarien ein!“ Gespannt sehen wir alle nach dem Balkan. Freilich nicht zum erstenmal in diesem Kriege. Wir denken an Rumänien zurück: Gebietsabtretungen,

* Wir erwähnen von diesen späteren Werken nur den Ostpreußenroman „Land will leben“ und den Roman „Rain und Abel“. Es ist nur der Titel dieser Erzählung, der unserer Zeit etwas fremdartig ans Ohr klingen könnte. Ich persönlich kenne wenig Romane, die in so schlichter, ergreifender und so vornehmer Weise die deutsche Not und soziale Zerrissenheit in der unseligen Zeit zwischen 1919 und 1933 zum Ausdruck brächten wie Beyerleins Erzählung „Rain und Abel“.

General Antonescus autoritäre Staatsführung, Einzug deutscher Truppen. Anders Griechenland. Das kettete sich an Englands Schicksal. — — —

Für alle, die mit Fragen des Balkans sich beschäftigen, kann das Buch unseres Altafraners Dr. Dr. Franz Thierfelder (Ufr. 09) wertvolle Hilfe bieten: „Der Balkan als kulturpolitisches Kräftefeld“, Berlin 1940, 109 S. In seiner gediegenen wissenschaftlichen Beweisführung gewinnt es unser Vertrauen, durch Klarheit und Bildkraft im Ausdruck unser Gefallen. Weites kulturgeschichtliches Wissen und feine psychologische Deutung reichern es inhaltlich an. Persönliche Reiseerfahrung und genaue Kenntnis gerade der jüngsten Literatur geben der Arbeit unmittelbaren Gegenwartswert, und dieser ist durch die neuesten Ereignisse seit August 1940 im ganzen nicht erschüttert, in vielem aber wunderbar bestätigt worden. — Balkanvölker sind junge Völker, fast nach einem halben Jahrtausend türkischer Fremdherrschaft zu eigenem Staatswillen erwacht, stark bäuerlich-dörflich gebunden, vielfach noch „ungebildet“ und „unverbildet“. Irgendwie ringen sie noch um die ihnen gemäße Form. Ihre aufnahmefähigen Schichten haben gar bald auf kulturellem Gebiet Anschluß an die großen europäischen Völker gesucht. Die waren dazu gern bereit. Art und Ausmaß dieser Einflüsse in jedem der Balkanstaaten zeigt unser Buch auf das genaueste an.

Mit der fremden Sprache als Vorbedingung wird das fremde Kulturgut am ehesten vermittelt. Also ist der Stand des fremdsprachlichen Unterrichts an Hochschulen, an höheren Schulen, ja an Volksschulen und vor allem auch außerschulisch in freien Erwachsenenkursen ein guter Wertmesser. Außerdem liefern die Sprache der wissenschaftlichen Veröffentlichungen, die Bedeutung der zwischenstaatlichen Vereinigungen von rein wissenschaftlichem oder mehr gefelligem Charakter, der Vergleich zwischen den vom Ausland eingeführten Büchermengen passende Schlüssel für die Beurteilung.

Leicht verquicken sich kulturelle Bestrebungen mit machtpolitischen Zielen. Das haben die Engländer nur allzu deutlich gezeigt. Denn plötzlich — erst etwa seit 1935 — fangen sie an, mit einem ungeheuren Einsatz an Geld und Menschen für englische Sprache und Kultur zu werben. Vergebliche Mühe! Der Balkan kann neben Deutsch und Französisch nicht eine dritte „Großsprache“ gebrauchen! Viel spannender ist, um nur das hauptsächlichste anzudeuten, der Wettstreit zwischen jenen zwei Sprachen. Der französische Kultureinfluß war im Südosten Europas gewiß groß, aber er ist keineswegs sehr alt, ist geschichtlich nicht besonders verankert noch national begründet. Die Franzosen bildeten sich eben ein, sie könnten die kulturelle Vorherrschaft in Europa schlecht hin beanspruchen, und gingen schon vor Jahrzehnten mit staatlichen Mitteln planmäßig vor. In der Zeit vor dem Weltkrieg und unmittelbar darauf ist der Zusammenhang mit ihrer gesamten Politik sofort zu greifen. Aber bereits seit Jahren müssen sie erleben, wie das Deutsche vorankommt.

Nicht etwa nur in Bulgarien. Alt sind ja hier die fünf reichsdeutschen Schulen, in denen Deutsche und — Bulgaren unterrichtet werden. Die meisten Studenten besuchen deutsche Hochschulen. Auch in dem „romänischen“ Rumänien. Dort ist das Deutsche viel tiefer als das Französische in die breiten Massen eingedrungen, wenn das auch die Rumänen im Eifer ihres einstigen Kampfes gegen deutsche Minderheiten nicht wahrhaben wollten. Ein deutsches Theater wurde in Bukarest bereits 1839 gegründet; noch heute

bietet das deutsche Landestheater in täglichen Aufführungen deutsche Schauspielkunst. Aus Südslawien aber, dessen studentische Jugend seit den Tagen des Berliner Kongresses und dann erst recht im und nach dem Weltkrieg französische und belgische Hochschulen aufsucht und in dessen höheren Schulen das Französisch seit der gleichen Zeit vorherrscht, kam Sommer 1940 die epochemachende Nachricht: Alle südslawischen Gymnasien und Realgymnasien sollten von nun an Deutsch als erste Fremdsprache haben, nicht Französisch. Immer aber ist es so, daß die geschichtlichen und wirtschaftlichen Beziehungen seit langem alle Balkanvölker — auch das griechische! — von selbst zur deutschen Sprache und Kultur drängen. Das deutsche Volk ist eben nicht nur wirtschaftlich der gegebene Handelspartner, sondern stellt schon immer auch den natürlichen Mittler europäischer Kulturgüter nach dem Südosten dar. Und unser Großdeutsches Reich weiß das!

Wir fügen einige Abschnitte allgemeineren Inhalts aus diesem gedankenreichen Buche als Leseproben an.

„Die historische Entwicklung der Balkanvölker im letzten Halbjahrtausend, das buntgewürfelte völkische Neben- und Durcheinander Südosteuropas, sein vorwiegend bäuerliches Wirtschaftsgefüge, die altertümliche gesellschaftliche Schichtung des Dorfes, das ratlose Stülgemisch der Großstädte, der slawische Untergrund oder Einschlag bei allen balkanischen Nationen, um nur wichtigste Tatsachen zu nennen, scheiden Südslawien, Bulgarien, Rumänien, Griechenland und Albanien ebenso deutlich von dem übrigen Abendland, wie sie die Südostvölker in besonderer Weise miteinander verbinden. Die Besonderheit des Südostens ist immer empfunden worden, so stark empfunden worden, daß man schließlich in „Europa“ vergaß, wie sehr man selbst mit seiner Kultur ursprünglich auf der Balkanhalbinsel wurzelte. Das 19. Jahrhundert, in dessen Bewußtsein die Balkanvölker nach vielhundertjähriger Unsichtbarkeit wieder eintraten, wollte diese Tatsache vergessen, denn es verfiel von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr dem verhängnisvollen Wahn, daß der technische Fortschritt den Wert der nationalen Entwicklung schlecht hin bestimme.“ (S. 7.)

Gegenüber dem oberflächlichen Denken moderner Zivilisationsapostel muß man aber wissen: „Wenn irgendwo, so gibt es noch hier im Südosten völkische Armasse, die zu gestalten ist und die sich endgültig gestalten möchte. Wer auf diesen Prozeß entscheidenden Einfluß ausüben kann, wird in Zukunft Macht erwerben — geistig, politisch und wirtschaftlich.“ (S. 9.)

„Große Aufgaben stellen sich der zwischenstaatlichen Kulturpolitik für die Zukunft. Der Zustand, daß das stärkere, entwickeltere Volk das schwächere, noch bildungsfähige beeinflussen möchte, ist ebenso wenig aus der Welt zu schaffen wie der Krieg als letzte Lösung sonst unlösbarer Gegensätze. Aber Beeinflussung in der primitiven Form, wie sie jetzt üblich ist, wird nicht mehr lange möglich sein. Geistigen Einfluß wird in Zukunft nur das Volk ausüben können, das am tiefsten in die Seele des anderen eingedrungen ist. Von der Entwicklung einer theoretisch betriebenen und praktisch angewendeten Völkerpsychologie wird das Schicksal des Abendlandes entscheidend abhängen, nicht nur weil allein die genaue Kenntnis fremder Wesensart

die wirksamen Behandlungsmethoden liefert, sondern weil die wirkliche Erfassung der fremden Psyche von vornherein eine Menge Reibungen beseitigen kann, die nur aus der Unwissenheit entstehen. Die Versuche unmittelbar nach dem Weltkrieg, eine Verständigung der Völker auf der Grundlage ihrer zivilisatorischen Gemeinsamkeit herbeizuführen, sind auch dort, wo sie ehrlich gemeint waren, kläglich gescheitert. Es wird sich zeigen, daß eine Verständigung nur in klarer Erkenntnis der Unterschiede möglich ist. Die Unterschiede sind das Natürliche, die Gleichheiten oder all das, was so aussieht, das Künstliche oder Zufällige. Die Unterschiede bejahen, heißt die natürliche Ordnung der Menschheit anerkennen; ihre Strahlen in einem Brennglas einzufangen und mit dem gesammelten Blitz ihrer vielfältigen Kräfte den Widerstand der stofflichen Welt zu verbrennen, ist die höchste Kunst geistiger Völkerführung.“ (S.107.)

„Die Geschichte des balkanischen Raumes schien wir, dunkel und barbarisch. In Wirklichkeit aber war er in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ein Herzstück des Römischen Reiches, eine wichtige Etappe der germanischen Entwicklung und der Ausgangspunkt der geistigen Erziehung des slawischen Ostens. Wie hätte es auch anders sein können! Lag der Balkan doch im Schnittpunkt der Ausstrahlungen von Rom und Byzanz, zog er doch mit magischer Kraft die jungen Völker des Nordens und Ostens, die zu neuen Ufern aufgebrochen waren, wie in einem großen Stau- becken zusammen, dessen Überfließen für die beiden Metropolen Europas entscheidendes Schicksal bedeuten mußte. Wie sehr sich das römische Schwergewicht nach dem Balkan verlagert hatte, zeigt allein die Tatsache, daß die beiden größten Gestalten der späteren römischen Kaiserzeit auf balkanischem Boden geboren wurden, dem sie auch als Weltherrscher in besonderer Weise verbunden blieben. Wir denken an Konstantin den Großen, dessen Wiege in Nisch stand, und Diokletian, der aus Dioclea, dem heutigen Podgoriza, stammte. Wir können uns die Kulturleistung der römischen Provinzialverwaltung gar nicht großartig genug vorstellen. Ein Rundgang durch das Prinz-Paul-Museum in Belgrad, die Ausgrabungen des Theaters und der Kathedrale in Stobi, die Reste römischer Architektur im Sofiaer Nationalmuseum, die Brücken, Wasserleitungen und Triumphbögen in den alten Provinzen Dakien und Mösien beweisen, daß es sich nicht um vorübergehende Schöpfungen kriegerischer Eroberung gehandelt hat, sondern um eine Einwurzelung besten römisch-griechischen Kulturgutes in einen aufnahmehereiten jungfräulichen Boden.“ (S. 9 und 10.)

„Wir Deutsche haben ganz vergessen, daß in denselben Jahrhunderten auch der Balkan für uns eine entscheidende Rolle gespielt hat.“ Wir müssen hier die Ostgoten nennen. „Was sie gewonnen, überdauerte Jahrhunderte. Ovid in seiner Verbannung am Schwarzen Meer wurde nervös, wenn er ihre Heil-Rufe bei fröhlichem Essen und Trinken hörte, und klagte darüber, daß man bei solch barbarischem Geschrei keine eleganten römischen Verse schreiben könne. Sehr bald aber zeigte es sich, daß die „Barbaren“ aus dem Norden bereit und fähig waren, aus alten Kulturen in sich aufzunehmen und weiter zu bilden, was ihnen fehlte; auf bulgarischem Boden ließ Bischof Wulfila seine gotische Bibelübersetzung aufzeichnen, und in Byzanz

genoß Theodorich der Große die Erziehung, die ihn befähigte, das erste organisierte germanische Großreich zu begründen. Noch aus dem späten Mittelalter, ja selbst aus dem Beginn der Neuzeit wird uns aus Südrussland berichtet, daß dort geschlossene Siedlungen bestanden, in denen man „gotisch“ sprach. (S. 10 und 11.)

Studienrat Dr. Kläber.

Hinweis auf die Kolonialbücherei

Zur Förderung deutscher kolonialer Interessen und deutscher kolonialisatorischer Pionierarbeit in aller Welt erscheint seit Ende November 1940 unter Mitwirkung der Auslandsorganisation der NSDAP., des Oberkommandos der Kriegsmarine und des Reichsbundes Deutscher Seegelung eine „Kolonial-Bücherei“. Diese neue Bücherei, die die Steiniger-Verlage herausbringen, würdigt die großen Leistungen, mit denen tapfere deutsche Soldaten und wagemutige deutsche Männer in unseren Kolonien, in fernen Ländern und auf allen Meeren sich für ihr Vaterland einsetzten und für ihr Deutschtum wirkten, und vermittelt ihre Taten, Erlebnisse und Abenteuer in wirklichkeitsgetreuen und spannenden Schilderungen. Die neue Schriftenreihe verdient besonderes Interesse, da sie durch ihren Themenreichtum und die Vielseitigkeit in der Ausstattung der einzelnen Hefte, die wöchentlich erscheinen, in ausgezeichneter Weise geeignet ist, den Blick auch besonders unserer Jugend wieder nach Übersee zu lenken. Jedes Heft kostet 20 Rpf.

Heft 1 trägt den Titel „Die Fünf von der Windhut“ und schildert die abenteuerliche Flucht von fünf Seeleuten des Afrikadampfers, die in den kritischen Augusttagen des Jahres 1939 in Portugiesisch-Ostafrika von der Kriegserklärung überrascht wurden. Nach 74 Tagen auf See haben diese Männer den Hafen von Las Palmas erreicht. — Heft 2, „Nashornjagd am Kilimandscharo“, erzählt von einer abenteuerlichen Tierfang-Expedition, die der bekannte Großwildjäger Walter Schulz, der gleichzeitig der Autor ist, im Auftrage der ägyptischen Regierung unternommen hat. — „Flucht aus Rio“ (Heft 3) behandelt die abenteuerliche Heimkehr eines Brasilien-Deutschen, dem es gelingt, die britische Blockade zu durchbrechen und sich in die Heimat durchzuschlagen. — Das Heft „Dynamit für die Ugandabahn“ (Heft 4) bringt ein kühnes Hufarenstück unserer Schutruppler, die zu Beginn des Weltkrieges in Deutsch-Ostafrika den Auftrag erhielten, eine wichtige Brücke der Engländer zu sprengen. — „Vergeltung für Daresalam“ (Heft 5) übte der deutsche Kreuzer „Königsberg“ vor Sansibar, als er das britische Kriegsschiff „Pegasus“ vernichtete, das die unbefestigte Hauptstadt Daresalam bei Kriegsausbruch unter Feuer nahm. — „Das stumme Haus in der Steppe“ (Heft 6) enthält eine spannende Erlebnis Schilderung aus Deutsch-Südwest, bei der von geheimnisvollen Gesteinsvorkommen die Rede ist. Eine Hütte an der Steppe, der Versammlungsort der Hereros, birgt den Schlüssel zum Rätsel.

Das ist der Inhalt der ersten sechs Hefte. Die folgenden versprechen, wenn man die Titel durchgeht, ebenso fesselnd zu werden: Die Nacht am Nilflus — In britischem Sold — Die Schlacht bei Tanager — Der Zauberer von Dorovambo — Flucht durch Afrikas Himmel — Massaispeere blitzen. — Jeder Junge wird mit großer Begeisterung diese Hefte zur Hand nehmen und mit heißem Herzen die Berichte lesen. Die „Kolonial-Bücherei“ ist eine Schriftenreihe, die die Schule sehr empfehlen kann.

Schwarzes Brett

Abiturienten des Jahrgangs 1936

Name	Tag des Abgangs		Berufswunsch
Arends, Eberhard	30. 11. 40	MA.	Apotheker
Blobel, Walter	1. 10. 40	MA.	Schauspieler, Regisseur
Blum, Lothar	30. 11. 40	MA.	Jurist
Fischer, Christian	30. 11. 40	MA.	Höherer Lehrer
Gnam, Hellmuth	30. 11. 40	MA.	Kapellmeister (Pianist)
Hammermüller, Karl	12. 10. 40	W.	Sanitätsoffizier
Heyne, Wolfgang	15. 9. 40	W.	Höherer Marinebaubeamter
Hoffmann, Günther	30. 11. 40	MA.	Bauingenieur
Hünich, Wolfgang	30. 11. 40	MA.	Literatur, Theaterwissenschaft
Hünigen, Ernst	30. 11. 40	MA.	Arzt
Kliemant, Hans-Jürgen	8. 3. 41	Reifeprüfung	Höherer Forstbeamter
Krödel, Alfred	30. 11. 40	MA.	Verlagsbuchhändler
Löwe, Armin	30. 11. 40	MA.	Landwirt
Gadegaß, Hans-Peter	30. 11. 40	MA.	Jurist
Nelson, Frank	8. 3. 41	Reifeprüfung	Chemiker
Rönsch, Martin	30. 11. 40	MA.	Chemiker
Schade, Gerhard	30. 11. 40	MA.	Marine-Sanitätsoffizier
Schaufuß, Albert	15. 9. 40	W.	Ingenieur
Schleinitz, Peter	18. 11. 40	MA.	Sicherheitsdienst
Schlesier, Karl	8. 3. 41	Reifeprüfung	Sanitätsoffizier
Schmidt, Otfried	12. 10. 40	W.	Offizier der Fliegertruppe
Schmidt, Hans-Joachim	12. 10. 40	W.	Offizier
Schüttoff, Steffen	30. 11. 40	MA.	Moderne Sprachen
Steger, Hanns-Albert	30. 11. 40	MA.	Offizier
Teichert, Christian	31. 1. 41	MA.	Jurist, Schriftleiter
Waltherr, Peter	31. 1. 41	W.	

Es wurden im Laufe des Schuljahres 1940/41 aufgenommen:

Name	aus	nach Klasse	Tag des Zugangs
Rittel, Peter, zurückgekehrt vom Fridericianum Davos (Schweiz)		7	10. 6. 40
Herrmann, Axel	Leipzig	4	31. 8. 40
Fehrman, Klaus	Dresden	5	7. 10. 40
Hoffmann, Heinz-Rudolf	Dresden	1	7. 10. 40

Es verließen im Laufe des Schuljahres 1940/41 die Schule:

Name	aus Klasse	Tag des Abgangs
Neukirch, Oswin, Fridericianum Davos (Schweiz)	8	15. 6. 40
Thiele, Karl	1	30. 6. 40
Lübbe, Robert	1	10. 7. 40
Schleinitz, Klaus	6	31. 10. 40
Uhlig, Wolfgang	3	6. 11. 40
Werner, Wolfgang	3	20. 12. 40
Teichert, Heinrich	1	5. 11. 40
Hildebrand, Eberhard	1	31. 12. 40
Stiehler, Heinz	5	28. 2. 41

Stiftungen

Ein Schülervater stiftete 100 RM., ein anderer Schülervater 200 RM. für den Kunstfonds, ein Schülervater 10 Hefte Griechische Plastik und 10 Hefte Römische Köpfe, der Vater eines Abiturienten 500 RM.

Von der Freien Vereinigung für Heimataufbau und Heimatmuseum Meissen erhielten wir einen Glasschrank mit der Langhammer'schen Schädel-Sammlung, die Zeidler'sche Schmetterlings-Sammlung, 5 Schauschränke mit einer geologischen Heimataufbau-Sammlung und geologische Profile.

Ein Altafraner schenkte dem Gemeinen Kasten sorgfältig gesammelte afranische Druckschriften und einige schulgeschichtliche Werke.

Die Schule dankt allen Spendern aufs herzlichste.

Prämien an die Abiturienten 1940/41

Rönigsheim-Bibliothek: Hünigen; Red-von-Schwarzbach-Stiftung: Schleinitz I; Köhner-Stiftung: Schade I; Zahn-Stiftung: Fischer I; Poetschel-Stiftung: Steger; Bücher aus der Ultra-Hilfe: Hammermüller, Otfried Schmidt; Naumann-Stiftung: Heyne; Afraner-Stiftung: Schaufuß.

Bücherprämien erhielten: Krödel, Blobel, Rönsch; eine Bücherprämie für musikalischen Einsatz: Hoffmann I; eine Bücherprämie für Einsatz im Heim: Schlesier.

An alle Altafraner, die z. Z. im Dienste der Wehrmacht stehen

Die Schule bittet, ihr fortlaufend Mitteilung zu machen über:

- Beförderungen,
- Auszeichnungen,
- Verwundungen,
- Verletzungen usw.

Afranischer Bote in der Kriegszeit.

Veranlaßt durch eine Anzahl von Anfragen teilen wir mit, daß der „Afranische Bote“ während der Kriegszeit voraussichtlich nur zweimal jährlich erscheinen kann, dafür erscheint das einzelne Heft in verstärktem Umfang; als Termine sind Frühjahr und Herbst vorgesehen. Etwaige Verzögerungen im Erscheinen und in der Zustellung bitten wir zu entschuldigen.

Dem Boten liegen diesmal bei zwei Stammbuchboten und ein Inhaltsverzeichnis der Jahrgänge XIV—XVIII (1936—1940).

Feldpostanschriften von Afranern.

Anderungen in den Feldpostanschriften bitten wir uns mitzuteilen. Die Schule ist besonders dankbar für jede Nachricht, die sie von im Heeresdienst befindlichen Afranern oder über diese erhält.

Familiennachrichten

Verlobt: Heinrich Arnold, Afr. 27, Dipl.-Volkswirt, Leutnant in einer Nachrichtenabteilung, mit Fräulein Ulice Braun aus Rottweil, Wilhelm-Murr-Straße 12, am 1. 3. 1941. — Helmut Hienßsch, Afr. 26, Regierungsassessor in Eriberg, mit Fräulein Ellen Emmeler aus Würzburg, Weihnachten 1940. — Wolf Goße, Dr. phil., Pfarrvikar in Delsnis i. V., 1932/33 Studienreferendar an St. Afra, mit Fräulein Hedwig Wolf aus Kriebitzsch bei Altenburg, am 9. 2. 1941.

Vermählt: Fritz Heller, Afr. 19, Regierungsbaurat, Berlin-Zehlendorf, Am Hegewinkel 48, mit Fräulein Charlotte Sternaug, am 21. 12. 1940. — Friedrich Woldert, Afr. 27, Pfarrer in Großdalgig über Pegau, mit Fräulein Gertraud Brandt aus Rätzig über MarFrankstädt, am 1. 1. 1941. — Horst Gerlach, Afr. 16, Amtsgerichtsrat in Leipzig, Dr. jur., mit Fräulein Ursula Geyper aus Dresden, am 1. 3. 1941. — Gerhard Grüßner, Studienassessor an St. Afra, zur Zeit im Heeresdienst, mit Fräulein Ursula Dammme, am 11. 2. 1941. — Edeltraut Hempel, Tochter des Rentmeisters Hempel, Meißen, Freiheit 16, mit Ulrich Perßen.

Geboren: Ein Sohn: Ludwig Wangemann, Afr. 19, Staatsanwalt, Dresden, Dietmar, am 17. 11. 1940. — Horst Mammisch, Afr. 20, Rechtsanwalt, Zwenkau, Gunter (4. Kind), am 25. 1. 1941. — Johannes Müller, Afr. 23, Hauptmann im Generalstab, am 16. 10. 1940. — Friedrich Kollau, Afr. 19, Pfarrer, Graupa über Pirna, Ernst-Martin, am 28. 10. 1940. — Richard Bruno Richter, Afr. 21, Dipl.-Ing., Heinz-Jürgen, am 24. 7. 1938.

Eine Tochter: Hans Weißig, Afr. 20, Dipl.-Ingenieur, Essen, Schlingmannsweg 19, Urfel, am 17. 12. 1940. — Emil Bretschneider, Afr. 24, Dr. phil., Göttingen, Steinsgraben 3, Gerburg, am 15. 11. 1940. — Heinrich Winkler, Afr. 21, Fortmeister, Klosterbuch, Kreis Döbeln, Monika Maria, am 26. 1. 1941.

Gestorben: Gottfried Lohße, Afr. 93, Dr. med., Arzt in Weinböhla, am 18. 12. 1940. — Richard Bucher, Afr. 82, Oberst a. D., Dresden, am 15. 12. 1940. — Conrad Streit, Afr. 75, Dr. med., Generaloberarzt a. D., Dresden, am 23. 2. 1941. — Felix Weiß, Afr. 69, Dr. med., Arzt in Schwerin, am 2. 2. 1940. — Wolfgang Jesch, Afr. 27, ist im Westen im Mai 1940 gefallen.

Vermißt: Wilhelm Rößiger, Afr. 27, Ritterkreuzträger, Oberleutnant und Staffelfapitän. — Georg Pfeiffer, Afr. 27, Hauptmann und Staffelfapitän, seit 21. 8. 1940. — Jochen Knop, Afr. 26, Oberleutnant (Flieger). — Sankred Freyer, Afr. 30, Leutnant (Flieger).

Bestandene Prüfungen: Rudolf Koenig, Afr. 29, Herbst 1939 Staatsprüfung für das höhere Lehramt, April 1940 Dr. phil. — Karl Janke, Afr. 28, November 1940 Staatsprüfung für das höhere Lehramt in Musik und Geschichte.

Befördert oder versetzt: Andreas Thierfelder, Afr. 16, Dr. habil., als ao. Prof. an die Universität Gießen. — Horst Schröter, Afr. 27, Dr. med., als Assistenzarzt an das Auguste-Viktoria-Krankenhaus, Berlin-Friedenau. — Klaus Droop, Afr. 25, 5. 10. 1940 Pfarrvikar an St. Pauli, Dresden. — Hans Hünigen, Afr. 09, Dr. jur., Landgerichtsdirektor, Dresden. — Alfred Helfer, Afr. 10, 25. 10. 1940 Landgerichtsdirektor, Dresden. — Gerhard Heilmann, Afr. 28, Februar 1941 Assistenzarzt. — Gerhard Knorr, Afr. 24, 1. 6. 1940 Regierungsrat beim Landrat in Regensburg, Sedanstraße 5. — Alfred Rieper, Afr. 24, Dr. med., prakt. Arzt in Warby, Markt 5. — Paul Nicolaus, Afr. 18, Assessor bei den Reichsautobahnen, Dresden-U., Bamberger Straße 41 III. — Gerhard

Eichler, Studienassessor an St. Afra 1930—37, Februar 1941 Hauptmann der Feuerwache, Bremen, Am Wandstrahl 24. — Wilfried Hiede, Afr. 32, Leutnant seit 1. 4. 1940. — Gottfried Leonhardt, Afr. 21, Dr. med. dent., Kriegszahnarzt in einer Kriegslazarett-Abteilung. — Christian Segniß, Afr. 27, Fliegerhauptmann, am 1. 12. 1940. — Gottfried Ruppert, Afr. 28, Fliegeroberleutnant, am 1. 10. 1939. — Holm Mannschag, Afr. 23, Dr. jur., Oberleutnant und Kompaniechef einer Kraftschützenabteilung, im Januar 1941. — Richard Bruno Richter, Afr. 21, Dipl.-Ing., Arbeitsführer in der Reichsleitung des Reichsarbeitsdienstes, Berlin, am 1. 6. 1940.

Im Jahre 1941 feiern den 70. Geburtstag: Franz Adam Beyerlein, Afr. 84, am 22. März; Emil Glänzel, Afr. 84, am 21. Januar; Johann Edler von der Planitz, Afr. 84, am 27. Januar; Artur Priber, Afr. 85, am 3. Januar; Hans Calberla, Afr. 85, am 15. Dezember; Walter Tröger, Afr. 86, am 6. August; Dr. Georg Franke, Afr. 86, am 21. Februar; Dr. Walter Berger, Afr. 86, am 22. September; Ewald von Kirchbach, Afr. 86, am 8. September; Dr. Max Emil Lehmann, Afr. 86, am 7. Mai; Christian Kühn, Afr. 86, am 4. November; Dr. Paul Leh Müller, Afr. 86, am 5. Dezember;

den 75. Geburtstag: Dr. Richard Flachs, Afr. 79, am 18. Juni; Hugo Ehrlich, Afr. 80, am 28. Februar; Dr. Franz Edelmann, Afr. 80, am 13. Februar; Dr. Rudolf Fischer, Afr. 80, am 14. November; Dr. Bruno Neuß, Afr. 80, am 15. Februar; Richard Wegner, Afr. 80, am 21. Februar; Theodor Löwe, Afr. 81, am 23. Mai; Dr. Albert Stod, Afr. 81, am 20. Oktober; Dr. Max Möbius, Afr. 82, am 5. November; Dr. Georg Württer, Afr. 82, am 29. Dezember;

den 80. Geburtstag: Dr. th. h. e. Johannes Raumann, Afr. 73, am 11. Juni; Richard Harleß, Afr. 74, am 27. September; Dr. Johannes Rörner, Afr. 74, am 4. Januar; Friedrich Mäder, Afr. 74, am 26. Mai; Dr. Martin Bräß, Afr. 73, am 11. April; Dr. Max Hager, Afr. 75, am 24. Juni; Dr. Richard Pondau, Afr. 75, am 16. November;

den 85. Geburtstag: Paul Teufer, Afr. 69, am 13. November; Dr. Max Uhle, Afr. 69, am 25. März; Paul Müller, Afr. 70, am 20. August; Richard Kreyßig, Afr. 71, am 29. März; Dr. Karl Paul, Afr. 71, am 8. November;

den 90. Geburtstag: Bruno Otto, Afr. 65, am 18. Dezember.

Sonstiges: Kurt Wolf, Afr. 79, Dr. med., Univ.-Prof. i. N., von Tübingen versogen nach Baden-Baden, Kurfürstenstraße 4.

Geschäftliche Mitteilungen

1. Der Afranische Bote erscheint in der Kriegszeit voraussichtlich zweimal jährlich, und zwar im Frühjahr und Herbst des Jahres. Jahresbezug 3.— RM., Einzelheft 1.50 RM. Wegen Nachlieferung von Einzelheften früherer Jahrgänge wende man sich an die Schriftleitung oder an die Verwaltung des Gemeinen Kastens!
2. Denjenigen Herren, die regelmäßige Spender der Afrahilfe des Herrn Dr. med. Weber sind, liefern wir den Boten als Zeichen der Dankbarkeit unberechnet.
3. Die Eltern unserer Schüler erhalten den Boten unentgeltlich, falls nicht ausdrücklich ein zweites Stück bestellt wird.
4. Geldsendungen an den Gemeinen Kasten:
 - a. Anschrift: Gemeiner Kasten zu St. Afra, Meißen, Fürstenschule.
 - b. Konten: Stadtbank Meißen Nr. 2840,
Postsparkonto Dresden Nr. 113531.
 - c. Genaue Angabe der Anschrift, des Aufnahmejahres und des Zwecks der Sendung erbeten.
5. Konten des Landes Schul- und Prokuratorrentamts:
Stadtbank Meißen Nr. 43 — Postsparkonto Dresden Nr. 30 083.
Konto der Speisewirtschaft der Fürsten- und Landes Schule St. Afra:
Stadtbank Meißen Nr. 1202.
Konto der Direktion: Stadtbank Meißen Nr. 4385.
6. Familienanzeigen, Mitteilungen über bestandene Prüfungen, Anzeigen und Berichte über Afranerzusammenkünfte sind besonders willkommen.
7. Anschriften, die fehlerhaft und unvollständig waren, bitten wir zu berichtigen.
8. Fernsprecher des Rektors: 3317; des Rentamts: 3436; des Dr. Hansen: 3139
9. Ansichtskarten. Der Gemeine Kasten verkauft eine Serie neuer Ansichtspostkarten (Kreuzgang, Zwinger, Bild von der Schule) zu 50 Rpf. Es wird gebeten, davon ausgiebigen Gebrauch zu machen.
10. Das Afranische Merkbuch ist zur Jahrtausendfeier in 2. Auflage erschienen und kann von Afranern zum Selbstkostenpreis von 4 RM. zuzüglich 50 Rpf. für Porto und Verpackung durch den Gemeinen Kasten bezogen werden.

Die Schriftleitung

Studienrat H e f f e.

